



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

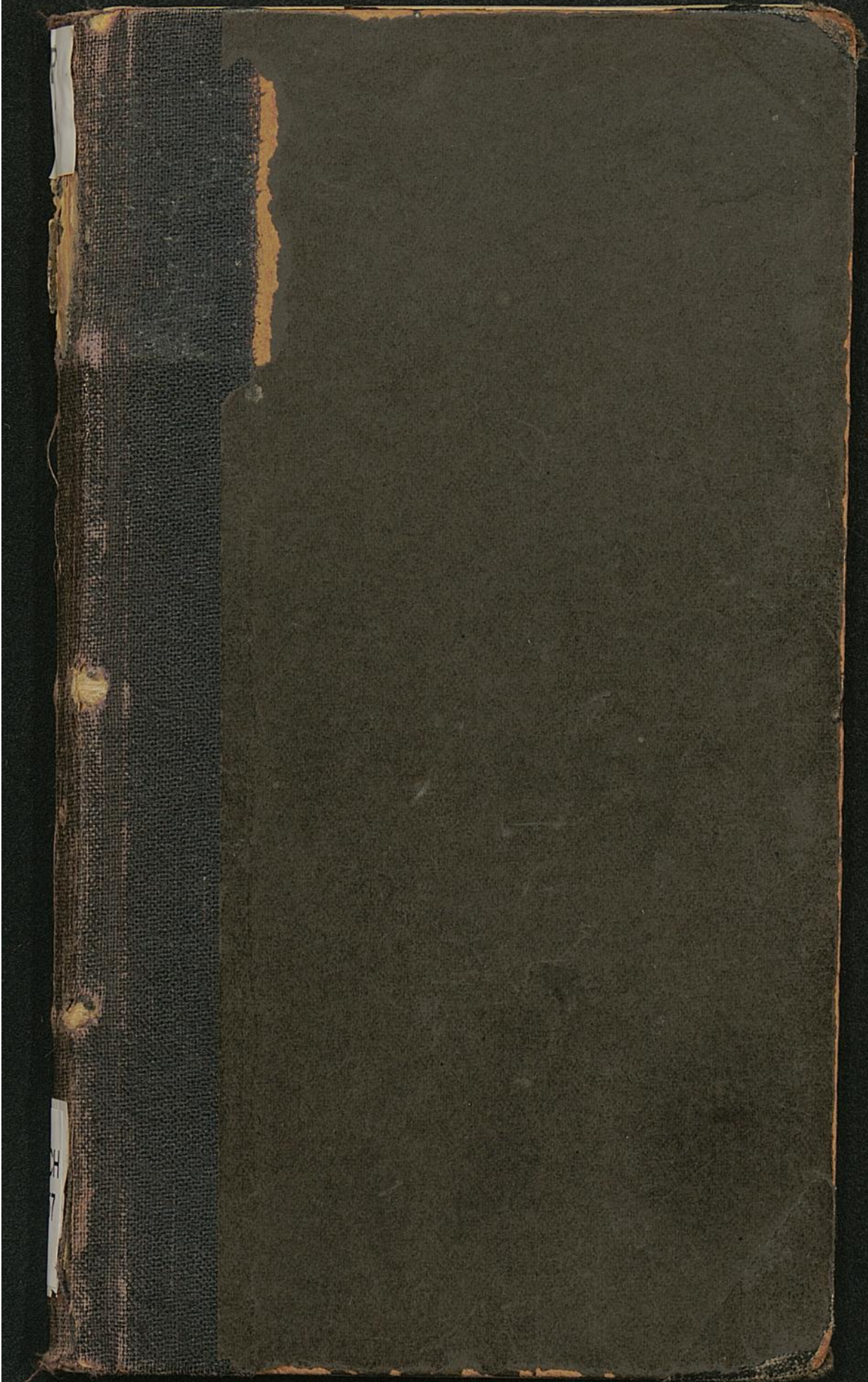
Universitätsbibliothek Paderborn

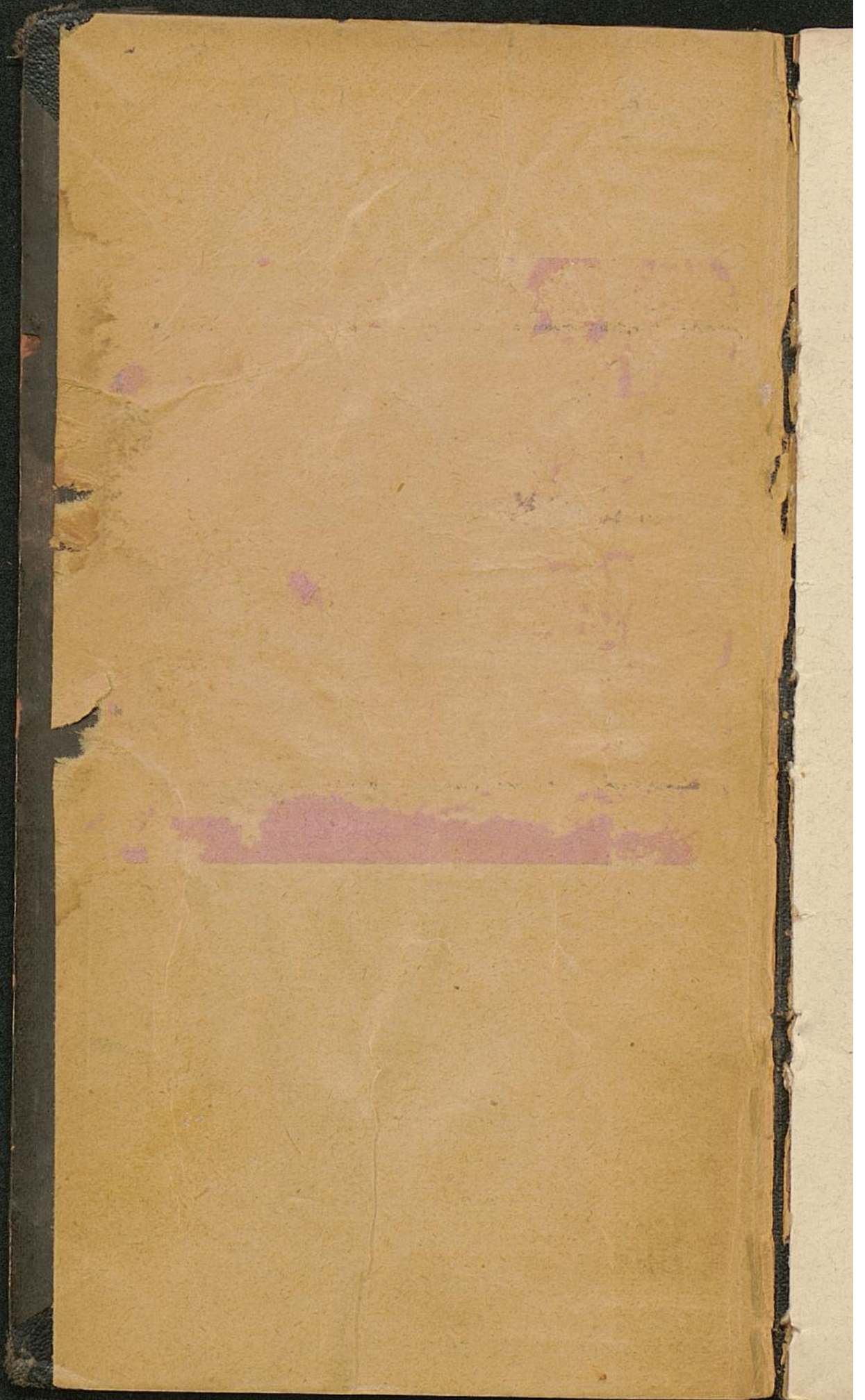
Cleopatra

Hille, Peter

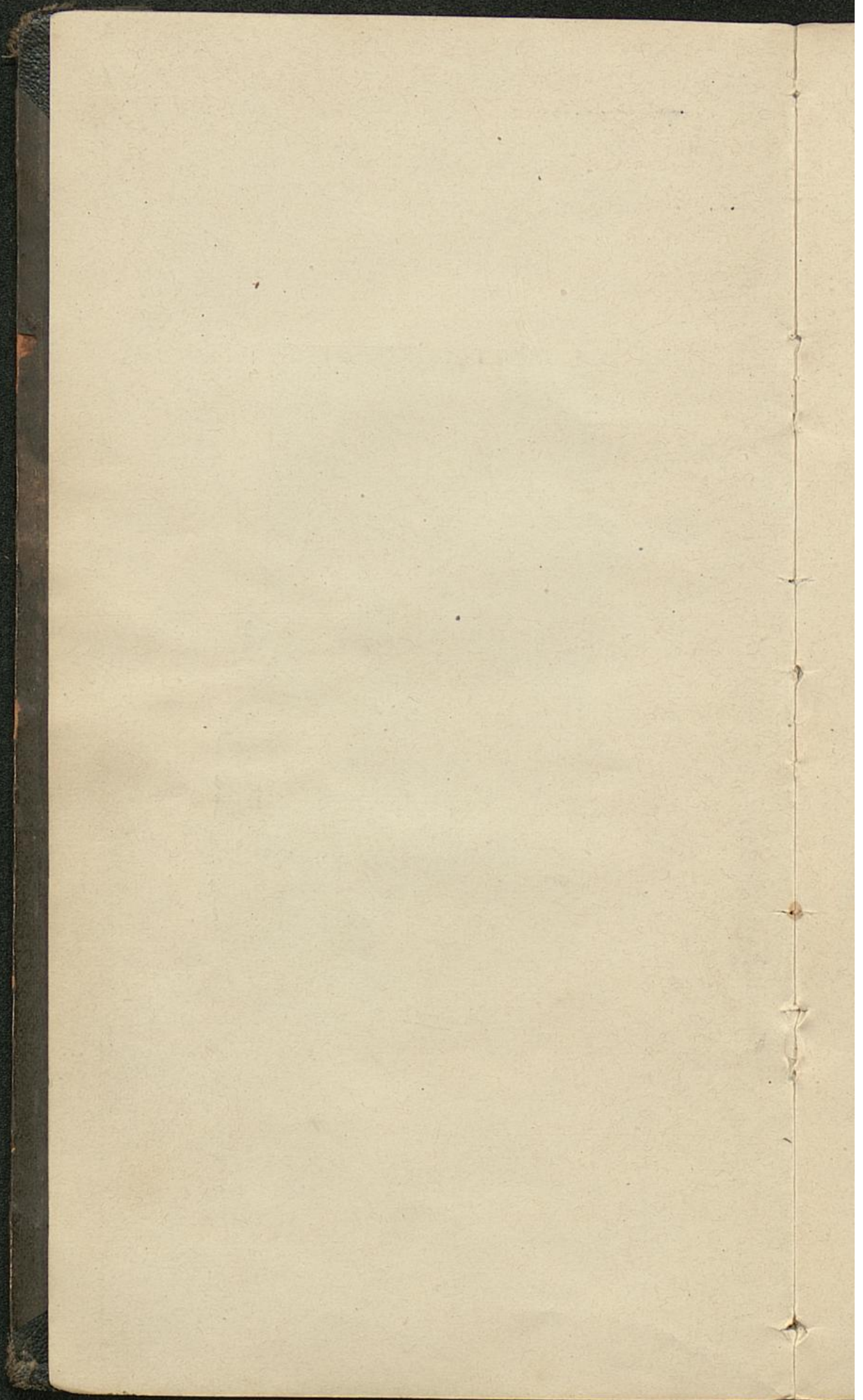
Berlin, 1902

urn:nbn:de:hbz:466:1-28473









PETER HILLE

Cleopatra

Ein Egyptischer Roman



BERLIN W. 35
CARL MESSER & CIE.
G. m. b. H.

UNIVERSITÄT

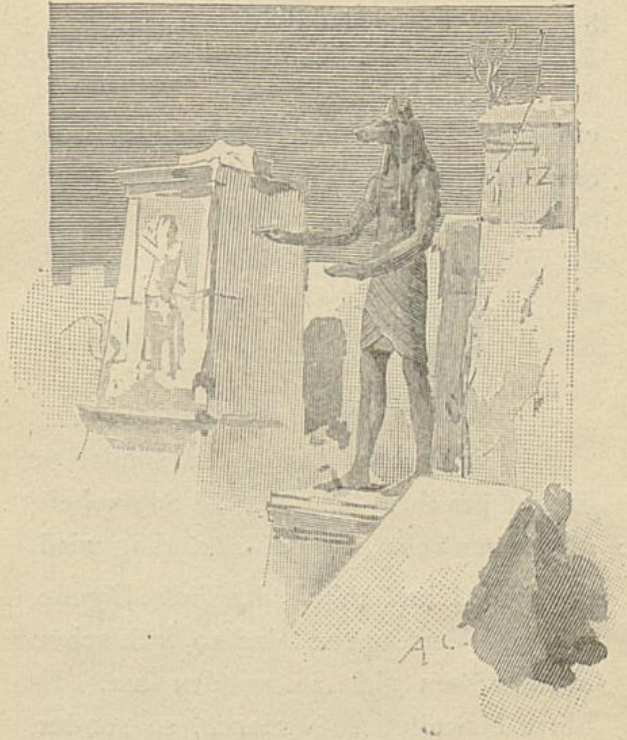
GESAMTHOCHSCHULE

11
CQHC
4257



~~11~~
~~CQCH~~
2784+1

83123246



Cäsar hält den Stift links zu Beginn der Wachstafel. Bisweilen schreibt er ein Wort — leicht, versuchsweise, nicht fest und prägend, wie er sonst seine Thaten eingrub: schlicht und gross. Er ist auf fremdem Gebiete.

Endlich glättet er alles aus und legt die Tafel von sich. Voll heiterer Ironie lächelt er in Gedanken: gut, dass Keiner davon weiss! dass Keiner den Banausen, den Bönhasen der Musen: Cajus Julius Cäsar kennt.

Dann verschränkt er — eine Haltung, so unerhört bei ihm, wie früher

ein Lächeln — seine Hände unter dem emporgehobenen Knie:

— Cleopatra! —

— Zauberin! —

— Ist sie schön? —

— Wüsst' ich nicht! —

— Woran liegt's also? —

— Vielleicht, dass es so sonderbar brennt bei ihr, die List, die Schlaueit, die Gegenwehr, die so inbrünstig wird.

Diese Kındlichkeit, das Tiefe, Eigene, noch so Versonnene, das so früh schon nach aussen sich zu wenden hat. Es blitzt bisweilen so verloren, so sonderbar, so noch zu finden — auf in diesen so verschlossen umstrickenden Augen. Ein scheues Wesen, das Schmeicheln sucht und zärtliche Finger.

So früh verlassen, hinausgestellt an die Landstrasse des Lebens, sie, eine Königin, und doch fast wie eine Bettlerin des Thrones genötigt, wie eine Ertrinkende die Arme auszustrecken nach dem und nach jenem.

Sie als Weib, als junges Weib, allein zwischen kalten, harten Männern; Herrscherin, und doch gezwungen, in allen Vorzimmern des grossen Römerreiches um Schutz nachzusuchen.

So gezwungen, staatsmännisch zu handeln, so ganz auf Erwägungen der Staatskunst angewiesen, und getrieben, hilflos und ohne Macht den nur allzuleicht ausgeworfenen Schlingen der römischen Weltherrschaft zu entgehen,



die er,
Cäsar, als
Bevoll-
mächtigter
seiner un-
geheuren
kapitoli-
nischen Re-
publik aus-
zuwerfen
hatte.

Und da-
bei so ein
schlaues,
heimliches
Feuer.

Nein — ein Gedicht gab das nicht,
Das musste man erleben.

Diesem Wesen sich überlassen mit
seiner ganzen Empfindung. Doch das
Urteil musste kühl bleiben. Der Mensch,
das Herz konnte der Cleopatra recht
wohlwollen; der Kopf aber, der Staats-
mann, müsste römisch bleiben.

Ihm musste er zurufen, wie der-
einst bei stürmischer Ueberfahrt dem
Schiffer: »du fährst den Cäsar und
sein Glück!«

Es war so eine eigentümliche Weihe
über der Tochter von Memphis, eine
Weihe, die dem römisch-priesterlichen
Staatsernste geradezu entgegengesetzt
und verderblich war.

Die kleine Cleopatra war die grösste
Feindin der römischen Republik — und
die bezauberndste.

Die grösste — nicht durch ihre
Macht, ihre Feindseligkeit — nein,
durch ihre Liebenswürdigkeit.

Wo Alles die Sachen galten, da
sagte ihr ganzes kleines Persönchen:
»das Alles gilt nichts. Ich bin da mit
meinem vielumstrittenen Thrönchen.

Und dieses mein Thrönchen, auf
das ihr Alle so begehrlische Augen habt,
das muss mir erhalten bleiben, unter
allen Umständen muss mir das erhalten
bleiben.

Das ist die Hauptsache, hört ihr?

Caveant consules! Aber nicht darauf
sollen sie Acht geben, die Consuln,
dass das römische Gemeinwesen nicht
irgendwie Schaden nähme, sondern dass

vor allen Dingen Egyptens Vorteil gewahrt bleibe.

Es war so schnurrig, fast beugte man sich dem.

Beugte sich umsomehr, je mehr Mann, je kälter man sonst gegen die Verführungskünste, gegen das Weib überhaupt war.

Sehr hohe, feste Menschen geben Kindern sehr viel nach, wagen den holden Unbänden nur ganz schüchtern zu widersprechen.

Und so ein bezaubernder Sprühtüfel ist die todernste, nein, für den Tod schon zu ernste, zu traurige Cleopatra, die auch da keine Ruhe finden wird, auch da sich und andere quälen, flattern, sich anschmiegen und fliehen wird, gefasst von einer eigenen Angst, die in ihr selbst wohnt.

Ihr grösster Feind haust in ihr selbst.

Und vor dem grade flieht sie.

Nicht so sehr vor ihren Gegnern.

Im Gegenteil: grade diese ihre Gegner hat sie zu Schutz und Rettung anzurufen gegen ihre nächsten Verwandten, gegen ihren Bruder-Gemahl.

Und Cäsar, der kalte, so gar gemessene Cäsar, an dessen Hals man schon in der Jugend jede Ader und

jede Sehne sah, dessen Mund fast spöttisch fest war und mit Geiz jedes Wort bewegte, eh' es über die wie ein Bogen gezogenen und doch so langmütigen Lippen kam, wer hätte ihr mehr Halt, wer ihr mehr Begeisterung einflößen können als grade dieser schlichte hochgestellte Mann?

Ihn zu gewinnen, zu bezaubern, zu schmelzen — die schönste Aufgabe all' ihrer weiblich feinen Künste. Und dann welcher Halt, welche Zuverlässigkeit! Der betrog sie nicht in

seiner erdüberragenden, ganzer Länder Sein oder Nichtsein bestimmenden Macht — welche Gewähr, welche Sicherheit! Gemeinsam im Liebeslager, da konnte er sie nicht von sich stossen, im Senat als Weib lieben, als Königin verachten — ein Cäsar thut das nicht.

Und so suchen sich die Gegensätze — je fester, je bestimmter eine Natur



A.C.

ist, je mehr ihr die Rache über alles geht, je mehr ihr die Erwägung eine zweite Natur geworden ist, umso unwiderstehlicher drängt sich einer solchen Natur die Notwendigkeit auf, von so einer recht kindlichen Tollheit sich bestimmen zu lassen, ihr mit Ehrfurcht zu lauschen und gehorsam und bewundernd nachzugeben.

Für den erfahrenen Cäsar hatten die jungen Ränke, die Durchtriebheiten der Cleopatra etwas Rührendes. Er sah dahinter die befremdet staunenden, die vor namenlosem Schmerze in fröhlich-verführerisches Feuer übersprühenden, nie durch Thränen befreiten Augen.

Nicht den Menschen, den Sinn darunter suchte er in der schmerzlichen Wollust des Mitleids; nicht der Leib berauschte ihn, sondern das fremdartige Etwas, das ihn beseelte.

Cleopatra war sein Mündel, so zu sagen das römische Volk, und er als Vertreter dieser ungeheuer bunten Masse, ihr Vormund.

Ptolemäus Auletes, so nämlich hiess er wegen seiner Neigung zum Flötenspiel, der Vater der Cleopatra, hatte sich unter Cäsars Consulat zum Freunde und Bundesgenossen des römischen

Volkes ernennen lassen und für diese Vergünstigung ungeheure Summen an seinen Gastfreund Cäsar bezahlt und noch mehr zu zahlen versprochen. Aber Versprechen macht Schulden.

Und diese Schulden sollte das egyptische Volk bezahlen. Dies aber machte Geschichten und wurde ungemütlich. Der Flötenspieler verliess Alexandrien, ging nach Rom und ward abgesetzt.

Endlich gelang es, die Gelderhebung im Einverständnis mit den Herren Unterthanen zu regeln. Gabinius, Prokonsul von Syrien, setzte den Flötenspieler wieder in Amt und Würden ein. Als Ptolemäus Auletes vier Jahre darauf starb, ernannte er seine beiden ältesten, noch unmündigen Kinder, die Cleopatra und ihren jüngeren Bruder Ptolemäus zu seinen Nachfolgern. Beide sollten zusammen regieren.

Ptolemäus fühlte sich schon damals als Ueberbruder und setzte auf Anraten seiner Getreuen, besonders seines Verschnittenen Potheinos, sein Schwesterchen einfach an die Luft, allerdings das beste Mittel, die verwickelten Stränge am Regierungswagen zu lösen; denn

wenn er »hott« sagte, meinte sein Schwesterchen »hü!«

So Verschnittene sind in der Regel ganz pfffige Kerle, sie hängen eigentlich garnicht mehr mit der Menschheit zusammen und zeigen in ihrer Skrupellosigkeit eine riesige Verschlagenheit. Auch war Potheinos der Liebling des ägyptischen Volkes, und das hatte damals Alles zu sagen. Das Königtum war nur mehr eine Spange auf seinem Mantel.

Nun war ja auch Cleopatra nicht auf Kopf und Mund gefallen.

Reichsvormund Cäsar war in Alexandrien und hielt sich im königlichen Palaste auf als Gast des Ptolemäus vulgo Dionys; sie selbst war vom Hofe weg einfach aufs Land gethan mit dem Bedenken, sie möge sich nur ja nicht blicken lassen in Alexandrien, sonst ginge es ihr schlecht.

Cäsar brauchte nämlich wieder Geld — für seine Soldaten natürlich nur — denn er war die Mässigkeit selbst.

Nun hatte er noch siebzehn Millionen fünfhunderttausend Drachmen Forderung an die Erben seines Freundes; die sieben und eine halbe Million hatte er den

Kindern geschenkt. Gewiss ein guter Onkel!

Die zehn Millionen aber wollte und musste er haben. Seine Veteranen machten ihm nämlich wieder einmal den Kopf warm.

Potheinos meinte nun zwar, Cäsar solle doch nur gehen und um so einer Bagatelle willen seine viel grösseren, viel gewaltigeren Unternehmungen nicht im Stiche lassen; er solle nur die Angelegenheit ihm überlassen. Alles sei in besten Händen.

Cäsar war ein zu grosser Menschenkenner — trau du einem Verschnittenen, der frei in der Luft schwebt — Geschlecht hat doch immer etwas Treuerherziges; er antwortete: »Ich bin dir sehr dankbar, Potheinos, aber ich bedarf nichts weniger als den Rat der Egyptianer.«

Da hätte man das Gesicht des Potheinos sehen sollen! Solche Verschnittene mit der bösen schwammigen Anschwemmung ihrer Züge, denen mit dem fehlenden Geschlecht alles Mark und Bedeuten abzugehen beginnt, sind zwar niemals ein Ausbund von Liebreiz, kommt nun aber noch so ein schmerz-

haft verkniffenes Grinsen darüber — das schlägt alles.

Die armen Soldaten des Cäsar; sie bekamen nur immer das älteste und schlechteste Getreide zugeteilt, »sollten zufrieden sein und dem Jupiter Ammon dafür danken, da sie ja doch nur auf fremde Kosten gefüttert würden.«

Auf die Tafel kamen nur noch hölzerne und irdene Gefässe, die goldenen und silbernen hätten Cäsar für eine gewisse Schuld gegeben werden müssen.

Nun, lange liess sich ein Cäsar das nicht bieten. Und der kleine Dionys zitterte nur so, das Königlein mit dem grossen Ptolemäusnamen.

Nun die Angelegenheit der Cleopatra!

Ja, mein lieber Freund Dionys, das geht doch nicht so, dass du deinem Schwesterlein so ohne Umstände den Laufpass gibst. Testament bleibt Testament.

Cleopatra hatte von allen ihren Freunden bloss einen Sizilianer, Namens Apollodoros, mit sich genommen, war mit einem kleinen Nachen nach Alexandrien gekommen, hatte nicht weit vom Palaste angelegt und sich der Länge

nach in einen Bettsack stecken lassen. Apollodoros verschnürte diesen mit einem Riemen und trug ihn durch die Thüren zu Cäsar.

Die Wachen fragten ihn:

»Wohin damit, guter Freund?«

»Da müsst ihr Cäsar selbst fragen!

Er hat es mir sagen lassen.«

»Aber was ist darin?«

»Weiss ich's?«

»Sonderbar, ein Bettsack!«

»Nun, vielleicht will er darauf schlafen. Bei grossen Männern darf man nicht nach Gründen fragen und ihnen nicht lästig und umständlich kommen; das kann einem schlecht bekommen. Merk dir das, mein junger Freund!«

»Aber wer hat dir den Auftrag gegeben?«

»Jedenfalls kein Hanswurst wie du. Ich werde mich bei Cäsar beschweren, lass mal deine Nummer sehen.

Der wird dir deine gewissenhafte Wissbegier entsprechend belohnen.«

Kopfschüttelnd liess man ihn durch.

Zuletzt der Offizier, der vor Cäsars Thüre die Wache hatte.

»Ich habe das an Cäsar insgeheim abzugeben.«

Der Offizier ging und bedeutete dem Manne, einzutreten.

Cäsar ging mit verschränkten Armen auf und ab. Als er bei diesem seinem Wandel in die Nähe des Apollodoros gelangt war, der das Bündel auf den Fussboden gelegt hatte — denn die Teppiche hatte Cäsar entfernen lassen — da blieb er stehen: »Mach' auf!«

Apollodoros löste den Riemen, Cäsar war weitergegangen.

Als er zurückkam, sah er das Haupt eines jungen Weibes daraus tauchen mit der verwirrten Krone schwarzen Haares auf der blassen Stirne.

»Was soll das? Trag es fort; du solltest wissen, dass ich dergleichen Scherze nicht liebe.«

Da aber war Cleopatra aufgestanden, aus der Hülle hinausgetreten und sank nun vor Cäsar nieder, ihr Antlitz mit den sprechenden schwarzen Augen erhoben, in denen reich bei dem Schein der einsamen Kerze verlorene Goldfunken flirrten: ihr Unverlierbares, ihr Königtum:

»Cäsar, Cleopatra kniet vor dir, die von ihrem Bruder Verstossene!«

Cäsar blickte freundlicher.

»Ja, du bist Cleopatra! Da habe ich mit dir zu reden.

Dein Bruder beschuldigt dich, Liebeshändel hinter seinem Rücken unterhalten und deine Kreaturen in Amt und Würden gebracht zu haben.

Ja, es sei sogar Gift in einem Becher gefunden worden, den Potheinos noch früh genug entdeckte und fortnahm. Der Verurteilte, der den Inhalt bekam, verendete auf der Stelle.«

Cleopatra hatte sich erhoben. Ihre zierliche Gestalt stand fest und aufgerichtet wie eine Bildsäule der Entrüstung, höchst reizvoll zu schauen.

»Wäre das wahr, so stände ich nicht hier. Wäre längst gerichtet und getötet, unsere Gesetzte sind streng.

Wahr ist nur: ich bin ein Weib, dem man eben ungestraft alles nachsagen darf, wahr ist: mein Bruder und Gemahl möchten sich gern allein regieren sehen, vielleicht auf's Neue freien, der dreizehnjährige Knabe liebt die Veränderung — und vor allem, Potheinos ist sein Ratgeber. Potheinos der Zeuge.«

Cäsar erfasste ihre Hand.

»Du hast Recht. Lass es meine Sorge sein, dich wieder an deinen Platz zu bringen. Und der ist der Thron.

Nicht eigentlich an seiner Seite. Denn du stehst über ihm.

Wie du das durchgeführt hast, bis zu mir vorzudringen, und dass du so zuverlässige Freunde hast« — hierbei sah er auf Apollodorus, der seinen Kopf neigte und die Hände über die Brust kreuzte — »das gefällt mir, das verrät die Herrscherin, die zu grossen Dingen Berufene. Nun aber, Fürstin, sei mein Gast! Ich entlasse dich nicht eher, als bis deine Angelegenheit geregelt ist und du als Herrscherin in deinem Palaste weilest, wo du nun mein Gast, eigentlich meine Wirtin bist.

So seltsam können die Rollen vertauscht sein auf diesem Schauplatze des Lebens.

So freut es mich, dass ich diesen euren Palast denn dir zu Liebe voll ausnutzen, ihn, wie es sich gehört, dir wieder zu Füßen legen kann.

Denn wie du siehst,« — sein Finger wies um sich — »wohne ich hier nur als Soldat.

Mein Zelt ist ein bisschen gross und weit um mein Feldbett herum. Du siehst es hier dicht bei dem Tische, woran ich schreibe, das schreibe, was ich früher that, kurz, schlicht, wie ein

Soldat, damit mir andere nicht darein reden und mich undeutlich machen.

Ich that die Thaten, habe somit das meiste Recht auf sie und brauche sie nicht erst durch andere verlügen zu lassen.

Ich lüge ja vielleicht auch — wer lügt nicht? — aber ich bestrebe mich, es so wenig wie nur eben möglich zu thun.

Du verzeihst also.

Du aber sollst es anders haben, anders als Tochter deines Vaters.

Wird sich der Palast freuen, einmal wieder sein selbst zu sein und Dienst zu thun! Denn einen Palast freut es, Prunk zu bieten.

Apollodorus, hier hast du meinen Siegelring, geh' damit zu Potheinos; er soll schnell alles wieder in Stand setzen lassen. Gleich, noch diesen Abend! Ich will ein Fest geben, das erste Mal — und gross und prunkreich. Bedienen aber werden meine Soldaten. — Du erlaubst?« — hierbei berührte er ihre Schulter mit seinen kalten, festen Lippen, dass ihr fröstelte, neben der Agraffe, die ihr Gewand da zusammenhielt.

»Den Siegelring bringst du mir zurück, und auch dir lässt du ein Ge-

mach anweisen hier, so lange ich hier bin, auch kraft dieses Ringes.«

Apollodorus ging.

Cäsar sah sich um: »Wo willst du denn sitzen, ich habe hier nur meinen harten hölzernen Stuhl, meinen Feldstuhl, an den ich mich gewöhnt habe, und nichts weiter.«

»Wo ich sitzen will« — schelte Cleopatra — »wohin ich gehöre als dein Schosskind.«

Cäsar ging auf den Scherz ein:

»Ich habe ja eigentlich noch nie ein Schosskind gehabt. Weiss also nicht, wie das ist.

Wir in Rom kümmern uns ja nicht sonderlich um die Kinder. Erst, wenn sie mündig werden, verehlicht werden müssen. Sonst ist das alles Sache der Mutter.

Aber andere Länder, andere Sitten! Hier kann ich ja mir auch einmal ein Schosskind halten!«

So liess er sich auf seinen Stuhl nieder, sie setzte sich auf seinen Schoss, er nahm ihre Hände.

»Diese kleinen Kinderhändel!« er zog sie an seine Lippen.

Sie dagegen:

»Und diese hohe feste Stirn, man sieht, das ist die Brustwehr eines Reiches Wie ich es liebe, dieses Reich!« Und sie küsste ihn auf die hohe, feste, etwas harte, kalte Stirn. Als hätte sie einen



Stein geküsst, der aber noch etwas warm ist oder warm wird. Sie muss es noch einmal versuchen. Wirklich, sie wird warm! Wie sich da die festen Runzeln wundern und glätteten unter der sonnigen Wärme dieses Kusses, wie verwundert

freundlich die grauen Sterne, die Schicksalssterne dieser Augen zu scheinen anfangen.

»Kleine Hexe!«

Sie sah zu ihm auf.

»Da fehlt noch was. Auf Bergespitzen fehlen die Bäume.

Da müssen wir Lorbeerhaine hinbringen, wie sie in der Nähe der Tempel stehen.

Schon wollte sie abspringen. Cäsar hielt sie zurück:

»Wohin? Doch nicht etwa — dich darf doch niemand hier wissen!

Gleich wird ja dein Appollodorus wieder hier sein und wenn du deinem krausen Spielsinne dann — ich will es mir gerne gefallen lassen.«

Cleopatra kicherte: »Du, Cäsar, verzeih, Herr Vormund, die zudringlich neugierige Kleinmädchenfrage, hast du auch wohl schon geliebt?

Es sieht aus, als könntest — als hättest du wohl noch nicht die Gelegenheit gehabt — die Richtige, wie sie sagen — die dich versteht, so ein bisschen um dich 'rum ist. Das sind sie wohl nicht bei euch in Rom? Da sollen sie ja alle schrecklich ernsthaft und tugendsam sein. Die Aermsten!«

Cäsar ward ernst.

»Die Aermsten? Die römische Matrone ist niemals arm. Das merke dir, Cleopatra!«

Scherzhaft duckte sich die Zurechtgewiesene:

»Wie er da gleich grimmig wird, der Bär! Ich meinte, weil sie nie kann Liebe lernen. Mal so ein bisschen lustig, sie selbst sein, wie eben so ein Mädchen ist.

Und du, gerade du müsstest Liebe kennen lernen. Du wärest was für sie: ernst, tief. Du würdest was davon haben. Du würdest ganz anders davon. Sie würde dich kleiden, jaja!«

»Du kannst es ja mal versuchen« — meinte Cäsar mit warmschüchternem Scherze.

»Das will ich auch, will ich auch« — überfiel sie ihn mit Küssen.

»O, wie mich das freut. Da kann ich dich ja belohnen.«

Apollodorus war eingetreten und an der Thür stehn geblieben.

»Ich bin eben etwas thöricht, Apollodorus« — meinte Cäsar etwas verwirrt und nahm seinen Ring zurück.

»Und wie ist's mit dem Bleiben?«

»Potheinos liess mir sagen, er habe keinen Platz mehr.«

»Dann bleibst du hier.

Das war ein guter Einfall mit deiner Decke. Die dient nun auch für dich. So ist es manchmal mit guten Einfällen: sie sind zweimal nütze.

Das eine Mal, wozu sie geplant wurden,
das andere Mal sonst noch.

Also dann bleibst du hier, heute
Nacht wirst du vorlieb nehmen.«

»Cäsar kommt nicht wieder hierher
zurück« — erklärte Cleopatra ernst,
um das Verhängliche zu begründen.
Dann fügte sie, da sie sah, dass ihr
Diener sich zurückziehen wollte, hinzu:

»Nein, noch nicht, Apollodorus,
hole mir erst etwas Lorbeer. Aber
auf alle Fälle. Den muss ich haben.
Gieb deinen Siegelring noch einmal,
Cajus Julius! Ich darf doch so sagen?
Danke!

Hier Apollodorus: aber nicht wieder
so hereinkommen! Klopfe an, und wenn
wir nicht hören, immer lauter, hörst du?»

»Ich werde nicht stören, erlauchte
Gebieterin!«

»Du störst nicht, erlauchter Ein-
schmuggler, aber wir sind« — sie sah
Cäsar pfiffig, sozusagen unterstrichen
an — »Liebesleute jetzt, und Liebes-
leute« —

— »Ja, ja, ich weiss schon, die
muss man allein lassen.« Damit ging
Apollodorus ab.

»Also, du hast Kinder, Julius?
Knaben?»

Cäsar lachte: »Ja, einen.«

»Und der heisst?«

»Wie ich.«

»Cäsar?«

Ein Nicken als Antwort.

»Und Töchter?«

»Ja, auch Töchter, aber mit denen habe ich noch nicht so viel gesprochen wie mit dir.«

»Das glaube ich wohl, wenn die so unnütz wären, die würde ihre Mutter schön auf den Trab bringen. Aber das eben macht mir Spass, unnütz sein zu können zu einem Manne, der so artige Töchter hat!«

»Nun, die älteste« — meinte Cäsar — »die mag fast dein Alter haben.«

Der Lorbeer kam, Cäsar musste stehn, Cleopatra stellte sich auf die Zehen und kniff die Zähne zusammen. Aber es ging nicht: er musste sich wieder setzen und sie als Schosskind rückte ihm ernsthaft alles zurecht und küsste ihn — sich selbst in ihm, wie sie sagte, zur Belohnung.

Apollodorus aber musste so lange ins Vorzimmer gehen.

»Du verzeihst!«

Und Apollodor verzieh lächelnd in verschmitzter Treue. Das gab bessern

Kitt. Auch die Soldaten mussten absetzen, alles auf eine lange Tafel.

»Wir bedienen uns selbst« — meinte Cleopatra. Und sie fütterte ihn, er sie.

Und nun trat er aus sich heraus, liebte er, spät, das einzige, letzte und erste Mal.

»Der Römer als Liebhaber« genoss Cleopatra in ihrer Seele.

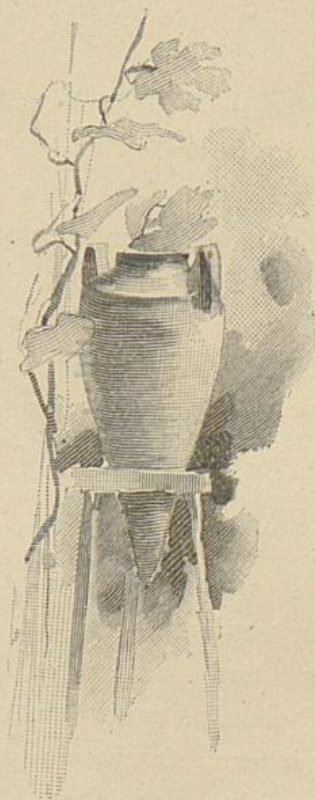
»Und so bin ich dein goldener Schatz, wie du mich der leichten Tönung meiner Haut wegen so richtig nennst, ja eines echten Römers letzte und einzige Liebe — das ist auch schon was« meinte sie und benutzte diesen Anstoss zu einer Flut von Küssen, wie der Baum den Wind zu einem Regen von Früchten.

* * *

»Es ist alles wieder gut und in Ordnung, wir werden uns schon zusammen vertragen und zusammen regieren« meinte Ptolemäus mit seinem verdriesslich unsichern, furchtsam stechenden Knabengesicht, der eben kaum verwundert gewesen war, als ihm Cäsar seine Schwester-Gattin einsetzend wieder zuführte. Ganz böse Kinder sind eben nie überrascht, sie nehmen alles hin. »Nötigenfalls habe ich ja meine Legionen«, entschied mit Nachdruck Cäsar.

Und wieder schloss sich eine Bosheit in dieser Furchtnatur zu.

Die Jahre flossen weiter, und Ptolemäus verschwand, wie eben solche unfertige Knabennaturen, solche Werk-



zeuge in fremden Händen spurlos wo untergehn. Unter die Götter wird er schwerlich versetzt sein. Die holen sich sonnigere Knaben. Vielleicht wissen die Flötenspielerinnen von ihm, da er sich viel mit ihnen abgab. Schon wohl

aus Pietät, weil sein Vater Flötenspieler war. Flötenspieler und Bundesfreund der Römer.

Sie ruhte so leidlich aus, die arme Cleopatra, trotzdem sie auch unter den Parteiungen des Römerreiches viel mit zu leiden hatte. Sie wusste nicht immer, wer der Stärkere bleiben würde, wandte sich an den Unrichtigen und hatte dem Sieger gegenüber dann einen schweren Stand. Bei Gelegenheit einer Verantwortung dieser Art lernte sie Antonius kennen. Das griff tiefer ein. Beide verflochten Leben und Schicksal so ineinander, dass sie Beide in dasselbe Verderben rollten im liebeprächtigen Tode der grossen Leidenschaften. So hat der Cleopatra Politik zu ihrem Gegensatz der Liebe geführt.

Cleopatra, die schon den ernsten Cäsar durch ihr Komödienspiel so wundersam erheitert hatte, fand hier einen Kumpanen, einen Mitacteur. Und nie kreiste ihr Blut fröhlicher durch die Adern, nie vergass sie sich selbst mehr und Alles, was sie bedrückte, vor allen Dingen den schmalen Reifen, der ihre feinen pochenden Schläfen zeitlebens marterte und presste, als wenn sie an Antonius Seite, auf alle

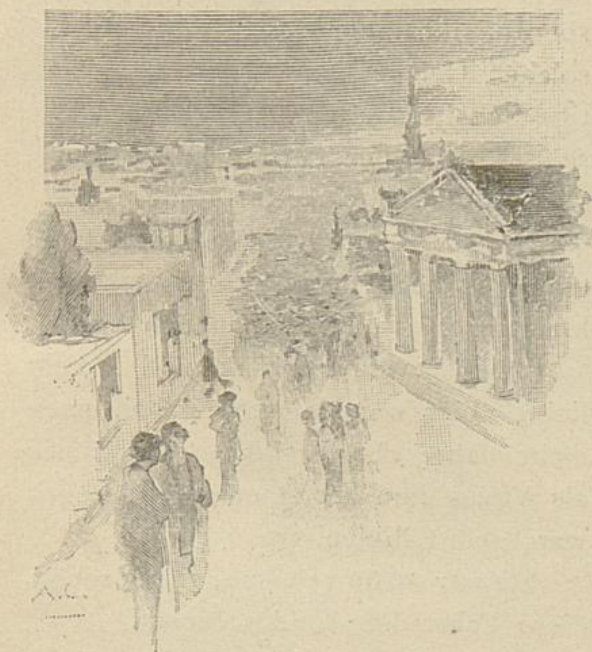


A. Calbet

del. H. R. K.

seine Launen eingehend, Mummenschanz und Neckerei trieb.

Bewundernd sah sie hinauf zu ihm, wie er da stand im dürftigen Scheine des Mondes mitten unter den fluchenden Lastträgern und Strassenverkäufern und



ihren zum Angriff hetzenden Liebchen, seine Aermel hochgekrepelt und seine Arme, an denen sich alle Muskeln spannten wie Taue, hereinsausen liess in den Knäuel der Angreifenden.

Trotz seiner Sklaventracht, wie glich er dem Heracles! Sein schöner, voller warmfarbener, kurz gekräuselter Bart,

die breite feste Stirn etwas eng, aber wie eine Festung unzerstörbar erscheinend, der geschwungene Sattel seiner Nase, an alle dem hatte sie einen feinen heimlichen Genuss. Nie fühlte sie sich ihm so nah verwandt, nie so sehr ihren Unterschied und wie sie auf ihn angewiesen war, als bei solchen Gelegenheiten, und fielen saftige Scheltworte und ein von Antonius schnell gerächter Puff auch für sie ab, wie stolz strahlte da ihr Auge!

Das war sein unvertilgbares Heldentum, das auch in der niedrigsten Verkleidung sich nicht verleugnen liess.

Wie sie auch Prunk und Pracht liebte, hier war sie mehr dabei, noch mehr dabei als vor Jahresfrist, da sie als Venus ihm zuerst entgegengezogen war nach Kilikien.

Sie war schön gewesen, einzig schön, diese Fahrt den Knidus hinauf.

Und sie hatte sich so hineingeträumt in ihre Götterheimat, dass es auch in ihrer stolz ruhenden Seele einen schmerzlichen Ruck gab, als ihr kostbares Schiff voll Blumengewinde, Weihrauch und Wohlgeruch, schimmernd von kostbaren Wimpeln und Decken, von Gold und Edelgestein, als das

auffuhr an der Landungsstelle und sie die Meile landein musste in ihrer Sänfte nach Tarsus, wo Antonius damals sie erwartete, um ihre Rechtfertigung an-



zuhören, sich dafür zu verantworten, dass sie seinem Feinde Cassius Vorschub geleistet.

Nicht wie eine Hilfesuchende war sie damals erschienen, nicht wie eine irdische Königin, nein, wie die Göttin

der Schönheit und der weiblichen Erfindungsgabe, auf beiden Seiten des Flusses geleitet von jauchzend bewundernden Einwohnern, thronend auf ihrem vergoldeten Platz unter purpurnen Segeln und dem Schalle von Zithern, Flöten, Schalmeien, nach deren Melodie die silbernen Ruder eingetaucht wurden in blitzend aufspritzende Wasser.

Hoch zu ihren Häupten zogen weisse Tauben hin mit roten Schnäbeln, Knaben, wie Liebesgötter gekleidet, fächelten ihr Kühlung zu. Sklavinnen von ungewöhnlicher Schönheit standen an Steuer und Tau, als geleitete das Meer selbst in seinen liebreizendsten Geschöpfen die Lieblingstochter des Allmächtigen, die aus ihr geboren.

Vorbei der Traum!

Nun wieder die Erwägung!

Wie wird sie auf ihn wirken, von dem ihr Schicksal vorderhand abhängt?

Antonius aber kam immer wieder mit Vorliebe darauf zurück, wie er da auf seinem goldenen Richterstuhl allein gewesen, der ganze Markt wie ausgestorben. War doch das Gerücht: Venus kommt zum Bacchus in feierlichem Aufzuge zum Besten Asiens. Und dann die erste Zusammenkunft!

Bacchus wollte zuerst die Venus bei sich haben.

Venus aber bewies dem niedern Rauschgotte, dass er zuerst bei ihr den grossen Rausch holen müsse, um den so selig eingeleiteten Rausch auch recht zu pflegen und auszugestalten. Das andere, eine Verletzung der Rangordnung, ist so ordinär und ganz besonders entwürdigend für Himmlische. Und das leuchtete dem Bacchus ein.

Also war er zu Venus gekommen. Und wie die ihn aufnahm!

Hei, war das ein Willkomm, war das Duft und Farbe und kostbare Polster, dass darauf sich niederzulassen eine Handlung der Schönheit, und lange zu weilen, eine künstlerische Feinheit war.

Und diese Lichter!

Antonius war sicher Fest und Gepränge zeitlebens gewohnt gewesen, so dass er wohl vor nichts mehr in Erstaunen zu geraten brauchte, doch dieser Anblick war ihm neu. Welche Figuren sie bildeten: Säulenhallen und Tempel; eirund gewunden, viereckig und kreisförmig, in allen Gruppierungen hatte man das glanzspendende, beim Scheinen duftende Wachs verwandt; die ganze

Umgehend hatte ihren Vorrat hergeben müssen.

Und wie's ihm warm und heimisch geworden und doch so eigen geblieben. Ein Verehren hielt ihn zurück, wo seine Kriegerfaust hätte zugreifen mögen.

Schon viel war durch seine Arme gewandert, alles hatte etwas von seinem Taumel, dem Rausche seiner Schönheit bei ihm gelassen: nie solches!

Was so aus ihren Augen sprach: eine ganze Welt war das des Fremdartigen.

Ihr Streicheln war wie Bedauern. Das zärtlich Mütterliche war darin und das Kindliche und doch auch wie das Spielen eines reissenden Tieres, eh' es loskrallt und beisst.

Und ihre Stimme! Ja sie war eigentlich nur Stimme, diese wundersame Königin. Dies reizvoll Rauhe, klagend und melodisch wie der Sammelruf von Vögeln, die tagelang über eintönige, öde Flächen zu fliegen haben; denn die Vögel der Höhe müssen in der Tiefe etwas haben, das ihr Auge belebt. Und wie es sich anschmiegte dies Sprechen und in der Tiefe mächtig wurde und voll.

Der Tod, den sie so liebte, den sie vor allem auch in der Liebe liebte, die ja auch nur ein Tod ist, ein süßer, lebender, wie er die Augen schliesst und ein warmes, süßmüdes Gewölk aus den beiden Menschen macht, die er zusammenführt.

Der lag darin in ihrer Stimme.

Und auch das vielgestaltige Leben, die Einbildungskraft, wie sie in der Liebe immer neuen Entzückungen die Wege weist und wie sie das weite Leben uns zu Gewinn, wie sie das Reich der Schönheit uns zum Spiel giebt.

Ja, auch das lag darin, und es war für Antonius immer etwas Grosses, was er nie gekannt — haben das Götter so dieses Weitschmerzliche? Wenn sie mit ihrer Stimme hinaufstieg, wie aus finstern Totengewölben, aus ihrem rauhen Traume, wie sie zusammen so vor dem Totenrichter liegen würden: Antonius und sie.

Die Römer aber, sie machen sich das Leben angenehm, stellen die dazu gehörigen Götter darum: den Amor, den Bacchus, den geschickten Merkur, den hilfreichen Stammesgott Mars. Und den Rest, den schieben sie einfach in die Schattenwelt.

Da sieht es dann grau und nebelhaft
genug aus:

Eine Rumpelkammer des Jenseits.
Ganz anders wie die Egypter.
Bei uns ist der Tod die Hauptsache.
Weither grüssen die grossen Toten.
Schon die Pyramiden beherrschen
mein Reich.

Und die Sphinxen erzählen von Ver-
schleiertem.

Und von mir — ja da reisst er die
Augen auf, mein Antonius! Hast wohl
schon wieder geträumt, du Weltbesieger?

Ja, vom Weibe erzählen sie, die
Sphinxen.

Ich aber sehe ernst nieder auf dich,
muss ich ja darüber nachdenken, wie
ich uns verteidigen will vor dem Richter
der Verstorbenen, der bleich und hart,
eine Riesenmumie von lebendigem Erz
aufragt über alle Pyramiden und nun
seine Lippen bewegt.

Und das Erz tönt Worte: scharf,
hart, klar, weit über alle Welt.

Und alles ist voll von dieser Stimme.
Und alle Seelen sind zerschnitten von
ihm. Und ich muss nun sprechen.

Muss mich verantworten. Von dir.
Wie du hierher kommst. Ein Fremder.
Ein Feind.

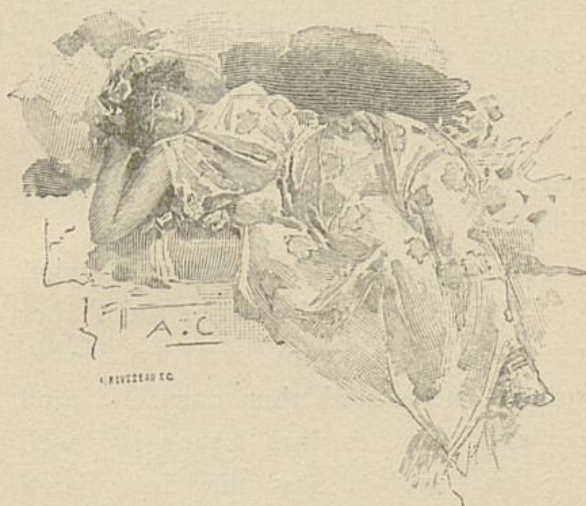
Und ich armes Wurm soll mich
verantworten.

Deinetwegen. Was soll ich sagen?
So hilf mir doch —

Die Sache ist gefährlich.

Ja, so seid ihr, ein bisschen List!
und ihr könnt nicht weiter.

Und wer hat mich hineingebracht?



Natürlich. du! Alles um dich.

Merk dir ein für allemal, mein
lieber Antonius, auch dann, wenn wir
euch entgegen kommen, dann thun wir
das nur, um euch die Sache leichter
zu machen.

Ihr wollt kommen, ihr sollt kommen.
Nur euretwegen thun wir das.

Wir kennen euch, ihr Tollpatsche, ihr. Und ihr kommt ja nur zu euch bei uns.

Nur an euch, an dem, was bei uns euer ist, daran liegt euch: an uns eigentlich nichts.

Sonst, damit es mir gut gehe —

Dass ich was habe vom Leben —
mich wohl fühle —

Das ist dir ganz gleichgültig. Nur dass ich verliebt bin! Verliebt in dich, du Bär, deshalb muss ich da sein. Deshalb hilfst du mir und machst Eija mit mir. Ja, ja Antonius, die Cleopatra ist nicht so dumm!

Eure tugendhaften Matronen daheim, die könnt ihr beschwatzen, nicht aber eine, die sich kennt, wild und unbesonnen weiss und thut darnach, weil sie will, weil es ihre Laune ist, weil ihr das bisschen Süß mit dem vielen Bitter dahinter noch am wenigsten langweilig vorkommt.

Nein, alles, nur keine Langeweile! Und, wenn es soweit kommt, langweilig will ich nicht sterben, mit Heulen, Wehklagen, wie es die andern so machen.

Bei mir soll Musik sein und Alles — und du« — hier griff sie nach seinen Händen, wie um Halt zu haben —

»Du, Antonius, sollst mir die Totenrede halten.

Du kannst das.

In Rom, als Cäsar da lag auf dem Markte — ganz fein gemacht!

So mach's vor dem Totenrichter auch.

Warum soll's denn da nicht gehn? Der ist für dich doch nicht schlimm. Dich kann er ja nicht richten. Dich geht er gar nichts an.

Ich sage einfach: »Totenrichter, es war die Liebe. Sieh nach in den dunkelheissen Gängen meines Herzens, und wenn du da etwas anderes findest, so hab ich eben geirrt und wusste es nicht besser zu deuten.«

Und stieg Cleopatra nun von diesem rauhen Traume mit ihrer Stimme auf und zeigte, wie sie zu Aethiopiern, Troglodyen, Hebräern, Arabern, Syrern und Medern in deren eigener Zunge gesprochen: es war wie ein zwitschernder Vogel, und doch mehr, wie ein Vogel, der gescheute Dinge zwitschert, die man so nur auf Thronen lernen kann.

So hat es angefangen in Tarsus.

So zog sie ihn von Tag zu Tag, von Lockung zu verwehrender List, von verwehrender List zur Lockung,

Dirnentraut, dann wieder abweisende
Königin — und immer Cleopatra!

Er musste, er musste sie haben.

Endlich sagte sie zu.



Ihre kleinen festen perlengrauen
Hände fassten seine grossen braunen
Schwertumklammerer, seine hier so un-
geschickt aussehenden »Tatzen«, wie

sie bewundernd sagte, während sie zärtlich gurrend darüber hinstrich — ist doch in Egypten die Katze das heilige Tier, sollte da Cleopatra nicht die Katze der Katzen sein? — so strich sie mit ihrem Pfötchen leise gurrend über diese Bärenatzen hin.

Da sagte sie »Ja« und sah ihn fest an. Bestimmt und schelmisch bewegte sie ihr Köpfchen, ihr zartes, festes, unendlich feines, scharfes, ihr feierliches Schlangenköpfchen.

Ihre Haare, tiefschwarz in ohrvergrabende Strähnen verteilt, gingen wie starke schwarze, vollgesättigte Schlangen um ihre weissen Schultern und Arme spazieren, listig und beobachtend und die zarten rosigfeuchten Ohrchen lauschten und die feinen Mause oder Schlangenzähnchen hinter dem heissen Scharlachbande ihres Mundes.

Antonius konnte sich gar nicht losreissen, immer wieder bedeckte er diesen heissen, vom Atem der Leidenschaft gewürzhaft duftenden Mund mit seinen derben tüchtigen Soldatenküssen und die leis schaukelnd von den Strähnen des gelösten Haares umschmiegt — und umstreichelten, diese perlmuttergleissenden, tückisch feinen Sirenen —

üppig blanken Schultern und Arme, die nichts Menschliches hatten, sondern auf Fabelwesen wiesen, mit ihrer Kühle, unter der man eine irrende lauernde Wärme — eine fremde Welt verhaltener Glut witterte, wie etwas, das hervorspringen wird und etwas ganz Ungeheueres sein wird.



Als wollte er all das erwecken: »Du meine Nilotter — komm und umschlinge mich!«

Sinnend, fast wehmütig lächelnd betrachtete sie den grossen, von seiner

Aufregung fasst aufgelösten Mann — das Rom, das kalt erobernde, ge-

walttätig vernünftige Rom, das sie anfleht, von ihrem egyptischen Arm erobert zu sein. — Das ist bedeutsam, das ist Geschichte, das muss sie festhaltend geniessen, sie die Königin, den Liebesklaven, eh sie selbst mit Sklavin wird: »Nein, nein, Antonius! Diese üppigen Decken machen unsere Liebe weichlich. Gehen^o wir in dein Lager oder in

meines, in das Zelt eines unserer gemeinen Soldaten und kämpfen wir da mit einander!

Oder nein: gehen wir uns umkleiden, dass uns niemand kennt, wie ein Nilmatrose und sein Liebchen.

Und so suchen wir so ein recht gemeines lärmendes Quartier auf, du klimperst mit deinem Gelde und wir gehen in die Kammer. Und dort gehört uns die Welt. Da sind wir die Welt. Je niedriger alles um uns ist aa, um so höher sind wir.«

»Das wird eine Gabe sein!« liess sich Antonius auf ein Knie nieder.

»Königin aller Himmel du! Ja, du hast recht. Kein Beiwerk! In Unansehnlichkeit wird unser Königtum um so höher erstrahlen.«

»Wie du schon vorgeeilt bist, du stürmischer Schwärmer!« meinte in zärtlich bedauernder, unendlich leise abtragender Bewunderung Cleopatra.

»Du sagtest vorhin, ich möchte dich umstricken und beissen.

Ja, du mein Augensterne, als ob deine egyptische Otter nicht gleichermassen von dir umwunden und gebissen würde!«

»Gebissen von mir,« staunte Antonius.

»Dann könnte es doch höchstens zerrissen sein — mit den Krallen — als Löwe.«

Cleopatra starrte bleich, seherhaft in uferlose Ferne.

»Ja, ja, so wird es kommen. Eine Schlange wird sich emporwinden und mich beissen, und ich werde vergehen, o so selig vergehen!«

»Mit mir?« wagte Antonius zu flüstern in Ergriffenheit vor der Weihe dieses auf einmal gekommenen Priestertums.

Hoch aufgerichtet streckte die Seherin den rechten Arm aus, halb zur Seite. Der Daumen war von den Fingern weit entfernt.

So steht man vor etwas Fremdem, dem Fremdesten, unserm eigentlichen Ich, das unter allerlei Gerümpel in der Regel so träge schlummert.

»Komm«, schrie sie auf und warf sich an ihn, wie ein Schiffbrüchiger den Felsen umklammert, an den ihn die Woge glücklich noch geworfen.

Warf sich an seine mächtige, noch starrende Brust vor diesem Abgrunde, der in ihr selbst sich aufgethan und ihr ihr Weitestes gezeigt hatte.



Wortlos gingen sie von dannen, erhandelten sich auf dem Trödelmarkte ernst und schweigsam noch ein Sistrum und eine Flöte.

Dann gingen sie, sie das Sistrum schlagend, er die Flöte blasend, durch die heissen Massengestauten, Garküchen, zitternden Kleingassen, die wimmelnden Kleingassen Alexandriens.

Wie war es ihnen so eigen unter den Sohlen!

Alexandrien!

War das nicht ihre Stadt?

So abenteuerlich, bunt!

So gegründet von einer Abenteuerkraft, die auch ausging, die Welt so zu nehmen, wie sie diese haben wollte.

So voll von einem heissen, banger, prickelnden Selbsterwarten, von Kraft und Jugendsinn.

Ja, den hatten sie Beide.

Wie waren sie in stolzen Jahren!
Jetzt rührte sie schüchtern das
Sistrum.

Dann nahm er die Flöte vor und
blies herzhaft.

Wie nur ein Dämon.

Vor seiner Phyllis.

Und die Masse kam und schloss
sich an.

Da klimperten die Geldstücke. Viele
rohe Geldstücke. Wenig Kostbares. Um
nicht aufzufallen. Eine Schenke am
Wege. Da hinein!

Musizierend schritten die Beiden von
der Mitte des Weges ab und gingen auf
die Thür zu.

»Zum Schwerenöter Cleopatra's« —
war die patriotische Inschrift über
der Thür.

Also hinein in den Schwerenöter!

Auf der Schwelle drehte sich An-
tonius um: »Ich bezahle. Ich habe
heute meine Heuer gekriegt. Jungens,
wollen lustig sein! Einmal müssen wir
ja doch alle daran glauben.

Und ehe die Haifische es fressen
oder die Krokodile — und mich dazu,
ist es besser, wir verjuxen es gleich.«

Tausend, wie sie da nachdrängten!

Wie sie schmunzelnd einander ansahen!

Wie der Haufe immer grösser ward!

Wie der Wirt schmunzelte und mit seinen schmutzig-braunen Augen überall hin kommandierte — die kurzgeschorenen, weisshosigen Aufwärter — mehr noch als mit heisern Worten.

Wie da noch überall Bänke gestellt wurden: zwei noch auf die enge Strasse, dass die Vorübergehenden fluchend darüber stolperten.

Dann hinaus in die Küche, auf den engen Hof — überall hin drangen die Bänke.

Und nun stiegen die beiden königlichen Wirte auf den grossen Tisch und spielten und bestellten immer neu zu trinken.

Und forderten immer und immer wieder auf zu trinken, was sie könnten, und lustig zu sein und die Cleopatra und den Antonius leben zu lassen.

Und zwar schlug Cleopatra den Antonius, Antonius die Cleopatra zu Kandidaten dieser Ehrung vor. So freuten sie sich an der schwitzenden Freude der andern und den sauern Gesichtern, die sie selbst schnitten, wenn sie sich den Nilausbruch zutranken,



A. Callot

E. DILEK

die beste Marke, die der Wirt, der sich in einem fort die dicken rotblauen Hände über den Lenden an seinem schmutziggrauen, sackartigen Gewande abrieb, im Keller führte.

»Niler Ausbruch« flüstert Antonius der Cleopatra zu.

»Das stimmt. Aus dem Nile kommt er und brechen wird man davon auch müssen.

Wie mir das in Rom passierte.

Hatte da auch die Nacht durchtolzt und musste morgens auf den Markt. Gericht oder Rede halten, oder so was.

Die Nacht vorher war es fidel zugegangen. Hatte ich da einen Koch in der Suburra, du weisst doch in der Nähe des Capitols, wo so dicht gedrängt der Pöbel wohnt — wie hier ungefähr. Der that einen neuen Laden auf und traktierte alle Welt.

Bis zum Bersten sag ich dir. Und gesoffen wurde! Und gegröhlt und die Frauenzimmer quietschten. Alle Flötenspielerinnen, die der Abend noch vorbeiführte, mussten herein. Diese fetten schwitzenden Gesichter! Die qualmenden Fackeln! Zum Umkommen. Und das Rülpsen!«

Bei dieser Gelegenheit bemerkte Antonius, wie Cleopatra, wenn sie auch billigend nickte, doch kraus das Näschen zog.

So fiel denn das stolz sich vordrängende Behagen an Volkstümlichkeit, das sich an Stoff und Vortrag selbst geweidet hatte, in sich zusammen.

Sie hatten vorher sich andere Namen gegeben. Auch ihre Namen hatten Verkleidung angelegt. Cleopatra hiess Napa.

So meinte Meno, der in anderer Umgebung Antonius war:

»Verzeihe, Napa, dass ich gewöhnlich werde. Aber die Umgebung — mit den Wölfen muss man heulen.«

»Das thust du gerade nicht« lächelte Napa.

»Du heulst nicht mit euren Wölfen. Höchstens bei den Luperkalien.

Wärest du sonst wohl hier?

Was denkst du, wenn sie dich so sähen, die patres conscripti mit der toga praetextata, in ihrem feierlichen Staatsgewande?»

Meno machte eine wegwerfende Handbewegung:

»Ach die, lass mich mit denen zufrieden!«

Dann ging Napa auf seine Entschuldigung ein:

»Ich kann Possenspiele und Atellanenschwänke nicht mit dem Kothurn tanzen. Da nehme ich den Sokkus.«

Nun that aus dem Knäuel sich ein Redner hervor, der ihnen gegenüber einen Stuhl bestieg.

Der begann:

»Sintemalen der Mensch kein Tier nich is und sozusagen weiss, was sich schicken thut, so hat mich die hochverehrte Versammlung hierherum« — Handbewegung! — »beauftragt, bevollmächtigt sozusagen, euch Beiden, für die Ehre, die ihr uns erwiesen habt, Dank zu sagen.

Das thue ich hiermit, indem ich ein Hoch ausbringe, in das ich alle verehrten Gäste mit vollem Halse — Herzen wollte ich sagen — und aus vollem Halse — Kehle wollte ich sagen — mit einzustimmen bitte.

Hoch Meno und seine Geliebte Napa!
Hoch, hoch und dreimal hoch!»

Mit lärmender Bereitwilligkeit hatten sich alle Anwesenden diesen Segenswünschen angeschlossen.

Meno und Napa verneigten sich und leerten unter furchtbarer An

strengung, die Säure in ihren Zügen in lautere Süßigkeit und Holdseligkeit verwandelnd, ihre Thonbecher. Dann wischten sie sich den Mund: Antonius, Wie sich's hier gebührte, mit dem Handrücken, Cleopatra, der das ekelte, mit einem Sacktuche, was ihr als zimperlichem Weibsbild und als Geliebten des freigebigen Spenders ungerügt und ohne Spott hinging.

Nun stieß Cleopatra, die nichts aus dieser Stimmung verlieren wollte, den Antonius leis in die Seite:

»Du wolltest mir doch erzählen: von Rom, vom Markt — des Morgens — du warst bei einem Koch gewesen!«

»Aha!« Antonius besann sich:

»Und als nun der Morgen graute — so ein recht niederträchtiges Grau, sag' ich dir — die Strasse schmutzig wie ein Ferkelstall.

Mir war so voll, so elend! Und doch sass alles so fest! Ich ging in ein Bad. Der Brummschädel ward nur noch schlimmer.

Ich dachte: saure Fische werden helfen.

Ich ging an den Strand und gab eine Sestertie für so'n Ding.

Kleines Geld hatte ich nicht bei mir.

Kaum dass ich einen Bissen herunter-
kriegte.

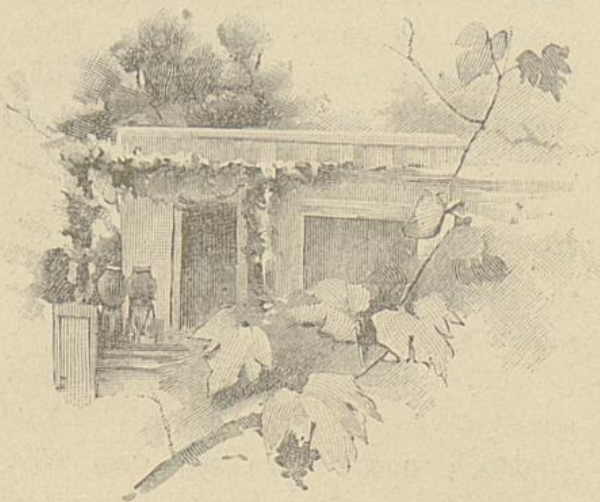
Nun ward's lebhaft: die Patrone
kamen, die Klienten, die Ritter.

Alles ging an seine Plätze.

Nur meiner war noch leer:

Der wartete immer noch.

Da durfte ich nicht länger zögern.



Wie sie mich mit Freudenrufen
begrüssten!

Es waren schon allerlei Vermutungen
aufgetaucht, denn weisst du: nirgends
bildet sich leichter müßiges Gerede
als an Markttagen.

Da haben die Leute ja weiter nichts
zu thun, als Oeffentliches zu sehn und
zu besprechen.«

»Aber ging denn das so bei euch?«
— meinte Cleopatra — »mit dem beschmutzten übernächtigen Aussehen?«

»Ich hatte mich natürlich im Bade säubern lassen«, erläuterte Antonius.

»Selbstverständlich!«

Und denk' dir nur das Pech! Kaum sitz ich da, oder vielmehr ich war schon aufgestanden und will grade zu sprechen anfangen, da geht's schon los. Mein Freund Rufus hielt mir die Toga unter, das war mein Becken. Und die Bande lachte.

»Ja«, lachte Cleopatra, »und nahmen sie dir das weiter nicht übel? Ihr seid so ernst, so peinlich in Magistrats-sachen.«

»A!« meinte Antonius, »sie kannten mich ja.

Doch nun wollen wir dem Wirt sagen, dass es für heute genug ist. Er soll die Bande entlassen und uns ein Zimmer geben. Und wenn er sich selbst wo anders ausquartieren muss.«

Cleopatra nickte fromm und ernst — wie eine Braut.

Nun sprang Antonius von seinem Tisch herunter und ging mit dem Wirt beiseite durch die Massen hindurch hinter den Schenktisch. Der sah mit

seinen schweren Augen auf seine dicke blaue wulstige Unterlippe, dann nickte er einige Male kurz und bedenklich und rief den ältesten der Aufwärter. Dieser verschwand.



Cleopatra hatte aufgehört, ihr Sistrum — das egyptische Tamburin — zu schütteln und sah vor sich nieder. Unter dem groben Kleide spielte ein feiner Fuss auf und ab. »Musike, Musike«,

rief der aus seiner süßen Gewohnheit gerissene Janhagel, da das musische Element, das ihre groben Sinne so laulich umfloss, aufhörte sie zu umspielen, voll ärgerlichen Stutzens.

»Heute Abend giebt's nichts mehr.

»Geht nach Haus, Kinder, grüsst Muttern und schlaft euch aus«, entschied der Wirt.

Scheu und betreten, wie verletzt in ihren heiligsten Gefühlen, entfernte sich der Haufen.

So eine Pöbelseele ist eben so leicht verletzt, wie entzückt, Antonius und Cleopatra aber liessen sich am grossen Tische, auf dem sie vorhin gestanden, einander gegenüber, nieder und warteten still und vor sich hinsehend, wie Gäste, die noch spät in eine Herberge treten, und warteten sittiglich, bis ihnen ihr Lager bereitet.

Endlich kam der Aufwärter zurück. Er hielt eine Öllampe in der Hand, verbeugte sich und meinte:

»Wenn es den Herrschaften nun beliebt, das Zimmer wäre fertig.«

Denn das bestimmte Auftreten des Antonius hatte den Leuten verraten, dass sie's hier mit einer der unter den feinen Leuten so üblichen Verkleidungen zu thun hatten.

»Ich wünsche den Herrschaften noch eine geruhsame Nacht«, liess sich der Caupo, der Schankwirt, den Petzel in der Hand, hinter seinem Ladentische noch vernehmen.

Dann schloss sich hinter ihnen der Vorhang.

Sie gingen über den Hof, eine schmale, winklige Stiege von schmutziggelbem Speckstein herauf. Der Aufwärter sperrte eine mit rostiger Stimme widerstrebende Thür auf, stellte den Leuchter auf den Abakus, der mit seinem Vorsprung auf zwei rohgehauenen schwarzen Sphinxköpfen eine vielbrüstige Isis trug.

Beide sahen sich nun in ihrem neuen Reiche. Nicht so ganz dürftig, wie sie's wohl gewünscht und wie's als Gegensatz zu ihrer Grösse gepasst — nicht ganz so demütig; dafür lag aber das drollig Plumpe, das barbarisch bewusst Herangeschmückte darin, das die Einrichtung gewöhnlicher Leute aufweist, wenn die mal in Luxus machen wollen.

So standen sie. Fremd. Verlangend. Ihre Blicke wurden lebendiger. Immer lebendiger. Neue Sterne glühten auf.

Eine sonderbare, einzige Brautnacht!
Und Cleopatra ward immer starrer.

»Nicht doch!« sagten und baten leise ihre Geberden und Worte.

»Doch!« sagte die schmerzlich ergebungsreiche Müdigkeit des Weibes.

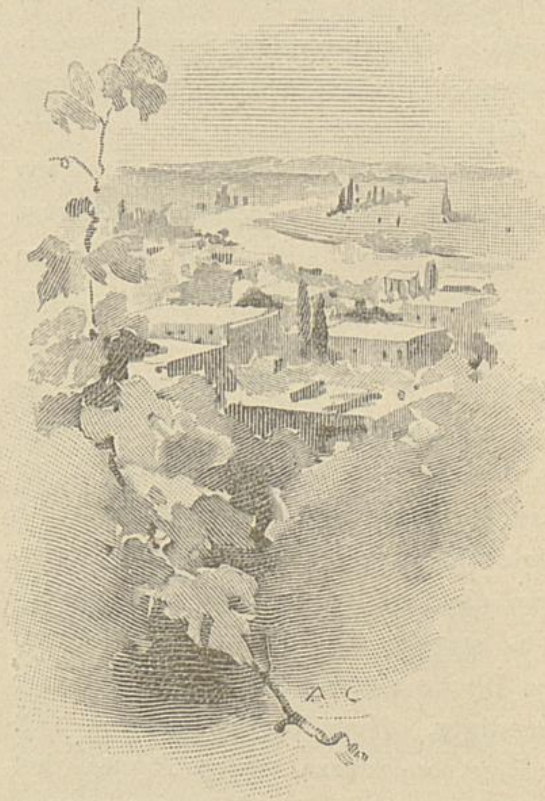
»Cleopatra!«

»Antonius!«

»Napa!«

»Meno!«

Zwei Sieger nun — ergaben sie sich
selbst.



Schon graute draussen der Morgen,
schon regt sich der frührüstige Tumult
der Handelsstadt, schwach wie Vögel,
die ungewiss, ob es schon ihre Zeit
ist, im Nest zu zirpen anfangen — da
erst schlummert das königliche Paar ein.

Schon näherte sich die Sonne dem Scheitel des Himmels.

In diesem Augenblick ward wieder geklopft.

»Seid ihr munter? Was wünscht ihr? Honigwein und Fladen oder schon Mittag? Es ist gleich fertig.

Wir haben Tunfisch in Butter, Dattelragout und Palmenwein.«

»Tunfisch in Butter, Dattelragout und Palmenwein,« wiederholten immerfort auf ihren Betten tanzend die beiden Übermütigen.

Einen Augenblick zögerte der Aufwärter, dann legte er einen festen nachdrücklichen Ton in seine Stimme:

»Also, es bleibt dabei?«

»Natürlich, es bleibt dabei, es bleibt dabei, es bleibt dabei!«

Antonius aber stand da wie der Koloss von Rhodos auf seinen nervig gespreizten Beinen und wiegte wie ein Püppchen von feinem kränklichen Elfenbein die Cleopatra hin und her auf seinen Armen.

»Dunnerschick, sünd dat een poor ondögende Minschenkinner, keen bitzken Vernunft in'n Bregen,« meinte der Aufwärter, als er mit dem erhaltenen Auftrage zu seinem befreit aufatmenden

Patron zurückkehrte. Doch der Patron machte ein sehr finsternes Gesicht. Denn eben erst hatte ihm sein morgendlicher Stammgast erklärt, gestern im Laufe des Tages sei bei einem Wechsler in der Königsstrasse durch einen Matrosen auf eine falsche Marke hin eine bedeutende Summe abgehoben worden.

»Wenn das eben nur nicht unser ist?« — meinte er zu dem Aufwärter.

»Wir haben neulich erst den Aufseher der öffentlichen Sicherheit hier im Hause gehabt, damals, als der durchgebrannte Hafenaufseher bei uns logierte.

Das macht keinen guten Eindruck. Mach, dass sie weiterkommen! Sag, die Kammer wäre bestellt.«

»Ja, aber das bestellte Essen!« — gestattete sich der Aufwärter zu bemerken.

»Ach, Essen hin, Essen her, wenn ich die Wirtschaft los werde, ist mir so wie so das Essen versalzen.

Sag, sie sollten sich aus dem Staube machen, oder es passiert was.«

Blutend kam der Aufwärter zurück.

»Hat der Kerl Kräfte! Hat der mir eine gelangt. Ich glaube, drei

Backzähne schwimmen mir im Maule.
Soll ich zur Polizei?»

»Bist du reinweg des Teufels?» —
trat der Wirt auf.

»Dass ich die Kerle wieder in's
Haus kriege! Dann besorge ihnen
lieber das Essen und sieh, dass sie
bald fortkommen!»

Als der Aufwärter den beiden an-
sagen kam, dass das Essen bereit sei,
krümmte sich Cleopatra wie ein brennen-
der Oelzweig unter einem Opferkessel
an den Lippenbränden des glühenden
Antonius.

»Hinaus, unverschämter Bursche,
zum Kuckuck mit deinem Essen!

Komm, Cleopatra« — im Eifer ver-
gass er sich — »wir wollen zu uns
nach Hause gehen. Da haben wir
Bequemlichkeit, das ist mal Abwech-
slung nach der ewigen Störung. Hier
ist man seines Lebens nicht sicher
vor all den Zudringlichkeiten!

So ein frecher Patron ist mir doch
schon lange nicht vor die Augen ge-
kommen. Hängen lässt du den Kerl,
Cleopatra, augenblicklich! Hier muss
ein Exempel statuiert werden.«

»Das wollen wir lieber denn doch
sein lassen« — lachte Cleopatra aus

der Decke hervor, die sie sich als Mantel umgenommen — »nun sind wir Privatleute.

Dafür ist es eben Inkognito. Da heisst es Alles einstecken. Aber gehen wollen wir, da hast du recht, und zwar einmal zu mir; da bin ich am meisten vor allen Ueberrumpelungen sicher.

Nach all dem Lumpentum und Umhergeworfenen verlange wenigstens ich einmal nach etwas königlicher — wenn nicht Pracht, so doch Frische und Reinheit.

Und dir thut ein Bad auch gut.

Uebrigens, du grosser Fuchs, bald hättest du mich in aller Unschuld des Herzens verraten.

Ein Glück nur, dass es viele loyale Unterthanen giebt, die ihre Töchter nach mir nennen.

Er guckte nicht mal; so etwas Gewöhnliches musste ihm der Name sein.

Freilich, hätte er gewusst, dass er hier das Original zu verehren — und zu bedienen habe. Du, sein Gesicht hätte ich sehen mögen. Nun auf und davon!

Sieh, ich bin mit meinem Anziehen schon fertig.

Nun, der Anzug ist allerdings offenerzig genug, wie sich's eben für eine Dirn meines Schlages schickt.

Nun, das ist gut, da sind dir ja die Bänder abgerissen oben an der Jacke.«

»Schadet nichts, geht so« — meinte Antonius.

Noch zwanzig Silberstücke, die verteilen wir draussen — hier hast du die Hälfte — der Kerl kriegt nichts mehr.«

Doch Cleopatra, die heute so leicht und toll fühlende Cleopatra schüttelte den Kopf.

»Nein, mein Freund, nicht ordinär! Könige sind immer und zu allen Zeiten königlich. Der Kerl kriegt eben alles.«

»Gut,« — meinte Antonius — »also der Kerl kriegt's.«

Hierbei zog er die Aufbrechende noch einmal an sich und drückte ihr einen Kuss auf die lachend-stolzen Lippen.

»Sieht das Mädchen heute aus! Ein wahrer Staat!«

»Ist es ja auch« — bekräftigte Egyptens Königin.

Antonius öffnete die Thür und rannte wieder gegen den Aufwärter.

»Ist doch die Möglichkeit!

Hier — und hier — und hier!« — warf er ihm das vorrätige Geld an den Hals.

»Wo geht es 'raus hier?« — brüllte er zurück.

»Zweite Thür rechts« — stammelte der bestürzte und innerlich froh die wertvollen Wurfgeschosse, womit er beworfen war, auflesende Ober.

Fremdartig loheten ihre satten, traurigen Augen einander an.

»Weisst du, Antonius, warum ich immer solche Angst vor dem Tode habe? Weil ich so ein Kind bin, immer ein Kind gewesen, immer ein Kind bleibend. Böse, unglücklich und — immer frierend« — Antonius umschlang sie mit seinem Mantel, Cleopatra fuhr, ohne das zu beachten, fort — »und da ist man immer so unruhig und von was abhängig, da fühlt man immer: man hat was begangen, aber auf das Einzelne kann man sich nicht besinnen.

Aeh!

Mach mich heiter, Antonius, mach mich heiter!

Dies Possenreissen nützt gar nichts und macht mich eigentlich nur immer noch trauriger.

Aber nein, du kannst es nicht. Und ich quäle dich ja nur, wenn ich dir das immer so sage. Ich habe so was in mir, das ist dir wie ein schwarzer Schmetterling, der immer so die Schwingen bewegt, als ob es vom Fliegen anders würde.

Und ob er über die heitersten Blumen fliegt, schwarz bleibt er und schwarz sinnt er. Es liegt in ihm. Und alle Mächte der Welt bringen das mal nicht heraus.«

Antonius lachte auf.

»Was lachst du?

»Ein sonderbares Lachen!« fuhr sie fort.

»Es klang, als wenn man grosse Steine gegeneinander bewegt.

Was sollen denn diese Mühlsteine zermahlen und zermalmen?

Was hast du denn, du, dass du darüber so lachst? Zeig' her die Tafel!«

Antonius hielt sie zögernd noch umspannt:

»Wenn du lachen kannst, wie ich eben, dann ja. Sonst nein.«

Cleopatra sah ihn voll an.

»Dieses Lachen habe ich gekannt eher denn du. Ich lach es immer. Innerlich. Es ist mein Grabgesang.

Wenn ich sterben geh, dann lach'
ich's wohl zum letzten Mal.

Aber sag!«

Antonius lachte von Neuem.

Diesmal heiter. Wie man zu einem guten Scherze lacht, wenn er ganz in unser Zwerchfell getreten ist und das um keinen Preis verlassen kann und uns immer wieder auf's Neue anfällt.

»Also unser strebsamer Hofpoet Flaccus hat vorgearbeitet.

Weisst du, die Ereignisse können ein bisschen jäh kommen und uns überstürzen wie Springquellen.

Nun hält es aber unser Horatius — seine Frau Muse scheint eine etwas umständliche Madam zu sein — mit einer Vorbereitungszeit von neun Jahren für alles, was Musenwerk ist.

Und will er mit dem Gesindel so gar nichts zu thun haben und versichert uns tönend:

»Ich hasse den Pöbel und halt' ihn mir ganz ergebenst vom Leibe« — nun da möcht' ich mir ganz ergebenst die Frage erlauben:

»Hör mal, Verehrtester, von welchen Ahnen stammst du denn eigentlich ab, dass du gar so grosser Vorsicht bedarfst bei deinem täglichen Umgang?«

Dieser Horatius, der nun einmal, das muss ihm der Neid lassen, auf gute geschliffene Form hält, hat vorausgesehen, das es uns Beiden bald schofel gehn muss.

Er hat angenommen, du lebstest nicht mehr und dir die geziemende Totenklage gesungen.

In seiner eiteln Verfasserfreude muss er wohl einem guten Freunde die Sache vorgelesen haben. Der gute Freund hatte zufällig ein gutes Gedächtnis, und so wurden denn Abschriften gemacht.

Und ich wieder hatte einen guten Freund, der mir so eine Abschrift zusandte.

Willst du sie hören?»

Cleopatra setzte sich auf seinen Schoss und begann, in die Tafel mit hineinzusehen.

Antonius aber fing an, dazu scherzhaft mit den Füßen aufstampfend und so das Mass markierend, wobei ihm Cleopatra mit anmutigen Verneigungen auf dem Schosse des Geliebten das Geleite gab, die Ode zu lesen, die da beginnt:

»Nun heisst es trinken, nun mit fröhlichem Fuss den Boden schlagen!«

»Nicht übel!« meinte Cleopatra.

»Ein bisschen trocken! Aber es ist Melodik darin.

Indes ein Archilochos ist er nicht, dass sich vor seinen Jamben die Menschen erhängen müssten.

Noch nicht einmal so ein krächzender Rabe, wie der Hypponax von Lesbos.

Sonderbar, Antonius, dass Tragödie und Satyrspiel so nahe zusammenwohnen: meine Schwester Sappho und dieser hässliche bucklige Spötter.

Ob die beiden wohl, wenn sie zusammengetroffen wären, sich hätten verständigen können: sie, die Menschgewordene Schönheit und Anmut, er das gerade Gegenteil?«

»Vielleicht grade!« entschied Antonius. Sind wir nicht auch Gegensätze? In Allem und Jedem?

Ist das nicht überhaupt sonderbar, nicht Schicksalsschluss, dass wir uns haben kennen und lieben lernen müssen?

Und dass nun das auch von unsern Völkern gilt?

Was ich bestimme, das hat zu gelten. Die patres conscripti, die Nickebrüder, nach denen frage ich nicht erst lange.«

Cleopatra nickte.

»So wollen wir uns recht, recht lieb haben und an gar nichts, an gar nichts weiter denken — und unsere Götter gemeinsam verehren.

Nun, das seid ihr ja so wie so gewohnt bei euch.

Ob das wirklich hilft?

Ob eure Götter euch gegen uns helfen, wenn ihr sie da so verehrt?

Mir scheint es ganz anders gekommen zu sein in der letzten Zeit, und uns geht es viel, viel schlechter hier. Ihr habt uns unsere Götter geraubt, ihr Bösewichte!

Cleopatra sprach das nicht scherzend, sondern mit voller Wucht der Anklage.

Dann fuhr sie fort:

»Ja, du hast recht. Wie soll er uns verstehen, euer Horatius, unsere Wonnen, unser Weh.

Das müsste schon ein Dichter sein, der uns das Totenlied singen wollte!

Aber er wird schon noch kommen dieser Dichter, dieser unser Dichter. Gab es doch einmal einen Homer! Das ist so ein Königsdichter. Nicht für Lakaien.

Wir sind so hoch, so eigen: wir müssen mal einen Dichter finden.

Da brauchen wir Meister Horatius nicht. Wir können warten.

„Weisst du,« — und sie legte Antonius die Hand auf die Schulter — »wie der wohl aussieht, der uns dichtet? Uns alle Beide. Wir gehören so zusammen. Garnicht loszulösen, der Eine von dem Andern. Wer dich findet, findet mich mit. Und wer mich findet, hat auch dich. Weisst du, das Allermeiste in mir bist doch du. Du, das Grosse in meinem winzigen Persönchen: Ist das nicht wunderbar? Nicht gegen die Naturgesetze?«

Antonius presste seinen feuerroten, begehrlchen Mund auf ihre feinen Lippen: diese begehrlche Wunde des Genusses.

Geheimnisvoll träumerisch, wie die Weiber lächeln, die ihre Reize geehrt wissen, lächelte Cleopatra.

Antonius fuhr auf:

„Aber durchwachsen lassen möchte ich den Patron doch mal von Herzen gern!«

„Wen denn?«

„Nun, den Kerl aus Tibur, du Närrchen! — Wir gehen unter und er lacht und besäuft sich und fängt mit seinen krummen Beinen an zu tanzen. — Zu unserer Totenfeier — der Lump!

Lache nicht zu früh, Poetlein, du weisst — es liegt nur in meiner Hand, und du musst eher daran glauben als unser einer.«

Cleopatra wehrte lachend ab:

»Lass ihn, Antonius, lass ihm sein Vergnügen! Er belustigt uns doch mit seinem ernsthaften Possenspiel. Dafür müssen wir ihm dankbar bleiben und ihm seine kleinen Scherze nicht weiter übel nehmen.

Nach irgend einer Seite hin muss er doch seine Verbeugungen machen, und stehen wir an der Gegenseite, so bekommen wir die dazugehörenden Püffe ab. Das geht einmal nicht anders. Das ist Naturgesetz.

Ich möchte einmal seine Lalage sehen, süsslächelnd — süsser noch redend. Herrgott, muss das eine Gans sein, so einen Liebhaber auszuhalten!

Da lob' ich mir die Nerina. Die kriegt's ab. Da muss was dahinter sein. Da lob' ich mir den Wolf, der ausreißt vor seiner hässlichen Visage und dem läppischen Geversel.«

»Kleine Tigerkatze, du würdest es noch besser kriegen als Nerina, genössest du den Vorzug seiner näheren Bekanntschaft. Soll ich dich einmal

hinschicken, oder ihn herkommen lassen?
Dann muss er dich täglich ansingen.
Und schimpft er zu ledern, fünfund-
zwanzig. Das würden Satyren. Und um
einen Titel braucht er weiter auch
nicht verlegen zu sein, er könnte sie
einfach ‚die Peitsche‘ nennen.

Um diese seine Worte herum hob
ein jäher Luftzug ihre, diesmal aus Laune
goldgelb gefärbten, gekräuselt-feinen
Haare wie eine aufgestörte Flamme.

Dicht lagen sie nun an und zeigten
eine zarte, lange, trotzig eigene, ein-
same Schläfe und suchten eine zärt-
liche Hand, die sie warm und schirmend
umfasste; umfasste, wie ein Gelöbnis,
das ein Lippendruck auf jede Seite
besiegelte.

Als er sie wieder freigegeben von
dieser milden Zärtlichkeit, die ihre
sinnende Trauer nicht zu stören wagte
und voll auskostete, sah sie nach-
drücklich hin in das Leere, in das,
was nicht ist: »Wir sind Beide so
einsam hoch, so stumm unglücklich,
auch wenn wir laut sind. Laut wollen
wir immer sein, um es nicht immer so
stumm zu haben. Wir bei uns kennen
keine Kinder. Nur Erwachsene. Und
wir sind verlassene Kinder.

Weisst du, wenn es soweit kommt, so ein mörderisches Hals- oder Armband, so eine feine, zierliche, so gar nicht plumpe Schlange, die zu mir passt.

Willst du auch eine?

Nein?

Nun, du bist für das Derbe, deutlich Brutale, das Schwert, du Römer.

Ich will doch mal probieren. Ich habe da Einige im Kerker sitzen. Sie müssen sterben, weil sie dein Bild verstümmelt haben. An denen will ich die Schlangen versuchen. Sie sollen mir was vorsterben. Hoffentlich geht's. Gehen sie mir mit gutem Beispiel voran.«

Antonius lächelte:

»Legst du dir aber einen mörderischen Säugling zu, einen Jungen, der seine Mutter tottrinkt.

Denk' nicht so was. Das macht alt. Siehst ganz aus wie ein Säugling, so überböse mit deinen welken Zügen.

Frisch muss mein Täubchen werden, frisch!

Hier — beiss!«

Er schob ihr einen Pfirsich in den Mund. Gehorsam biss sie an, und er ass die Frucht weiter.

»Komm, trink!«

Er füllte ihren Becher und den seinen aus der Goldamphora. Der üppige Falerner duftete wie feines Oel und verlangte zu ihren Lippen empor, wie ein liebesuchendes Kind.

»Nunc est bibendum —«

Er trank.

»Und nun tellus pulsanda pedibus nostris!

Einen Atellanentanz, derb bäuerisch!«

Er wiegte sich läppisch, fast in der Hocke um sie her, und sie suchte ihm mit neckischer Anmut unter den Armen oder so zu entkommen. Dann setzten sich beide, Cleopatra auf Antonius' Schoss.

Er strich über ihr Haar und zog sie zu sich:

»Der dumme Kerl! Er tritt das Erbe zu früh an. Er tötet dich vor der Zeit mit seinen Versen. So wirst du — immer nach seinem Ermessen — nicht nur unsterblich sein, unsterblich durch ihn, sondern auch wirklich länger leben. Denn Poetenwünsche sind unsinnig und bedeuten das Gegenteil.

Also, auf viele Jahre — auf meinem Schoss — in meinem Arm!«

Er langte von dem Tisch ihr und sein Glas und bot ihr das aus seiner Rechten. Dann stiess sie lachend und

mutwillig, während des vorsichtigen Anstossens und Trinkens leise von ihm geschaukelt, mit ihm an.

»Erinnere mich daran, wenn wir uns das nächste Mal verkleiden, dann suchen wir uns einen recht schäbigen Kretzer aus, und den trinken wir auf deinen ledernen, schäbigen Poeten. Ein guter Tropfen wäre zu schade für ihn!

Ja und dann — die ‚unnachahmlich Lebenden‘ sind aufgehoben, nun kommen die ‚zusammen Sterbenden‘ daran.

Wir wollen eine Liste herumgehen lassen, in der sich die einzuzeichnen haben, die sich verpflichten, gemeinsam mit uns zu sterben. Dass wir gleich mit dem gehörigen Gefolge unten im Orkus ankommen und der gute Pluto einen günstigen ersten Eindruck von uns empfängt, den gehörigen Respekt kriegt und uns demgemäss behandelt.«

Cleopatra klatschte vor Freuden in die Hände:

»Ein famoser Einfall! Der ganz meinem goldenen Antonius ähnlich sieht!« — Und fiel ihm um den Hals und küsste ihn ab mit allen Sahara-stürmen ihrer Inbrunst.

Vorbei mit Matrosenspässchen und Rüpelstückchen.

Das gramtief blickende Schicksal war auf die Bühne, die Rüpelbühne, getreten, hatte den leichtfertigen Soccus, den niedern Schuh des Scherzes beiseite geschleudert und aus einer Falte seines düstern Gewandes den hohen Kothurn hervorgezogen, der den Schritt erhaben macht in Weh und Würde, und giebt den beiden einen Wink, dass sie nunmehr diesen Schuh des Trauerspieles anzulegen haben.

Da besann sich Cleopatra auf ihr Egyptertum und ward sich mit Schrecken klar, wie weit sie sich vom leichtfertig getönten Römertum des Antonius hatte forttragen lassen:

»Ihr habt so was Gesundes. Und das beleidigt die Götter. Wenn du so als Herkules, das Untergewand bis an die Lenden aufgeschlitzt, in unseren Serapistempel trittst, das beleidigt so einen stillen Gott ja auf das Allerempfindlichste. Und dann verdirbst du mir meine Egypter. Denen muss man immer den Herrn zeigen. Das Spielerische verachten sie. Und giebt man ihnen Geschenke, so meinen sie Recht darauf zu haben, vernachlässigen ihre Pflicht und verlangen nur.

Und dein Scharmuzieren und wie

.....

du unsere Frauen verdirbst und deinen Spiessgesellen hilfst dabei, es ist schon nicht mehr schön. Du lebst hier unter uns ganz nach deiner Art, heute machst du mit, spottest morgen, giebst Schuften und nimmst Rechtmässigen, ganz wie in Athen und Asien.

Dies, dein lärmendes Treiben, das Ungleichmässige deines Vorgehens hat überall Erbitterung erzeugt. Ich bin nicht mehr sicher im eigenen Lande, ich verderb's mit unseren Göttern, und darunter haben wir dann alle Beide zu leiden.

Du unbesonnener Bacchus mit deiner Verschwendung. Alles rottest du auf. Deinem Koch giebst du, was ein Bürger sich durch Arbeit und Sparsamkeit sein ganzes Leben hindurch erworben. Du bist ganz nur Laune, lebendige Laune. Und überall türmt es sich auf.«

Aber während sich Beide so unterhielten und einander berauschten, zog Unheil über Unheil herauf über sie.

Und ob auch Antonius mannhaft hinauselte, um den Feind zu bestehn, ob auch Cleopatra mit Vorrat und Geld ihrem Geliebten zur Hilfe eilte; ob sogar die edle Fulvia, die Gattin des Antonius, der Untreue ihres Gemahls



nicht achtend, für Truppen und Ausrüstung sorgte: ein Sieg wollte nicht mehr zustande kommen.

Verlassenheit hüben und drüben!

Den heimischen Mavors musste wohl Antonius' höchst verräterische und unpatriotische Liebelei erbittert haben, wie es Cleopatra mit der heimischen Isis gründlich verschüttet hatte, da sie sich als neue Isis ausspielte.

Ueberhaupt Rom war schlecht auf den Antonius zu sprechen.

Um zu Anklagestoff zu kommen, hatte man sogar die Sicherheit des bei den vestalischen Jungfrauen, als dem

Orte der Unverletzlichkeit niedergelegten Testaments nicht geschont, das Testament des Antonius mit Gewalt fortgenommen und daraus ersehen, dass er als Leiche vom Forum nach Alexandrien zu seiner Geliebten übertragen zu sein wünschte.

Man hatte in Erfahrung zu bringen gewusst, dass Antonius der Cleopatra die wertvolle Bibliothek in Porgamus geschenkt, dass er auf offenem Markte ihr die Füße gerieben, bei Gerichtssitzungen Liebesbriefe auf Onyxtäfelchen von ihr entgegen genommen habe.

Ärgerlich, höchst ärgerlich!

Leider verliess Beide in dieser gefährlichen Lage die Fassung, Unsicherheit auf Unsicherheit beschleunigte ihr Schicksal.

Antonius konnte auf keine Weise dazu beredet werden, auf seine ungefüge Flotte zu verzichten, und als ein bewährter Hauptmann seines Fussvolkes kurz vor der Entscheidung bei Aktium zu ihm sagte: »Ach, Imperator, warum verzweifelst du an diesen Wunden, an diesem Degen, dass du auf schlechtes Holz deine Hoffnung gründest? Egypten und Phönikien mögen zur See fechten; uns aber gieb das Land,

wo wir gewohnt sind, festen Fusses zu streiten und entweder zu sterben oder die Feinde zu besiegen!« — da wusste er nur traurig mit der Hand zu winken.

Auch an bösen Vorzeichen hatte es nicht gefehlt: An der Bildsäule des Antonius zu Alba trat, so oft man sie auch abwischte, immer wieder Angstschweiss zu Tage. In Paträ brannte der Heraklestempel ab. Aus einer Darstellung der Gigantenschlacht brach eine Bakchosfigur los und stürzte auf die Bühne. Zwei Bildsäulen, woran des Antonius Name stand, wurden von einem Sturmwind umgestürzt, eine von ihm angelegte Kolonie Pisaura von Erdbeben verschüttet.

In der Nacht vor der Entscheidung durchzog eine unsichtbare Bakchantenschar die Stadt und verschwand weit draussen vor dem feindlichen Thore: nun hatte sein Lieblingsgott ihn auch verlassen.

Kaum hatte Antonius seine Flotte aufgestellt, erhob sie die Ruder zum Grusse und vereinigte sich mit der feindlichen.

So löblichem Beispiel folgte alsbald die Reiterei.

Antonius raste: »Das hatte Cleopatra angestiftet; sie, für die er kriegte, verriet ihn an seine und ihre Feinde.«

Wirklich, ein Unding, so ein mehr von Leidenschaft als von Erwägung geleiteter Feldherr!

Dann, als plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, die Cleopatra mit ihren sechzig Schiffen davonfloh, er hinterdrein, alles, den Kampf und möglichen Sieg im Stiche lassend!

Drei Tage sass er ohne Trank und Speise, ohne Wort und Bewegung am Steuer ihres Schiffes, das ihn aufgenommen; endlich auf Zureden der Cleopatra wieder versöhnt, assen und tranken sie wieder gemeinsam.

Verwundert mit grossen staunenden Blicken sah die Königin sich um. Vor sich die weinenden Dienerinnen. In der Ferne ein Sturm: ein Sturm mit Schwertern, worin blutige Blitze schiefen.

Ein Sturm der Schande und des Hohnes, der die Throngewohnte ergreifen und aus dem Lande zerren würde, weit fort auf den Markt der grossen Feindesstadt.

Hier mit gebundenen Händen und kriechend, den Boden suchenden Blicken der Sklavin.

Angstvoll sahen ihre schwarzen, grossen, verlorenen Augen aus dem weissen Antlitz. Wie eine schwarze Nacht geht an ihrem feinen, mehr nervös dürftigen als üppigen Körper das Haar hernieder.

Solche Körper heben alle die schmerzhaften Erschütterungen, die sie erlitten, auf. Liebevoll grausam, sind sie böse und unglücklich.

So steckt das Leid an.

Hier in ihr Grabmal, die Stätte ihres zukünftigen Todes, hatte sie sich geflüchtet, vor ihres Reiches Einsturz und den durch die verheerten Trümmer ihrer Feldmacht rasenden Zornesflammen des Besiegten, des Herrschergrimmes, der an der Kläglichkeit seines Truppenmaterials sich zu Grunde gerichtet wusste.

Aber Cleopatra, durch diese Unfälle selbst zum Äussersten gebracht, mochte der Stichfestigkeit ihres bakchischen Athleten nicht eben allzuviel trauen. War er doch unberechenbar!

Halb Herakles, halb Bakchos, zog er die feinnervige Tochter des alten Egyptens mit seiner kraftstrotzenden Gestalt und durch sein Ungestüm doppelt an; aber im Unglück konnte seine Masslosigkeit jedes Ansehen ver-

lieren: ein Schrecken und eine Schmach zu sehen!

Ihr aber ist wie Tod dies fieberhaft zusammengedrückte, aussichtslose Leben. Wohin nun noch? Nur Ruhe, Besonnenheit zu einem Ende, nur diesen Aufschub will sie hier finden, die so in die Enge getriebene Feindin des römischen Weltreiches.

Bei sich die Schätze und Frauen, draussen die Feinde, von denen sie vielleicht mit viel weichbittenden Worten und Thränen noch etwas Milde erlangen kann.

Als dem Antonius nun das Gerücht zugeht; sie habe sich in ihrem Grabmal ums Leben gebracht, da sagte er zu sich selbst:

»Was zauderst du noch, Antonius? Das Schicksal hat dir nun den einzigen noch übrigen Vorwand, dein Leben zu fristen, entrissen!«

Er ging auf sein Zimmer und löste seinen Harnisch.

»Cleopatra!« rief er, »mich schmerzt es nicht, deiner beraubt zu sein, denn ich werde bald wieder zu dir kommen; aber es thut mir wehe, dass ich, ein so grosser Feldherr, von einem Weibe an Mut mich übertroffen sehen muss!«

Nun forderte er seinen Lieblingsklaven Eros auf, ihn seinem Versprechen gemäss zu töten; denn nun seien die Umstände eingetroffen.

Eros zog den Degen, holte aus — und erstach sich mit abgekehrtem Gesicht selbst. Als der Sklave zu den Füissen seines Herrn verschied, rief dieser:

»Recht so, mein guter Eros, du vermochtest nicht, es selbst zu thun, lehrst mich aber wenigstens, was ich zu thun habe.« So jagte er sich den Degen durch den Leib und warf sich rücklings auf das Ruhebett.

Die Wunde war nicht tödlich; durch die ausgestreckte Lage kam das Bluten zum Stehen, der Verletzte kam wieder zur Besinnung und bat die Umstehenden, ihm den Gnadenstoss zu geben. Diese liefen fort, der Unselige schrie und wand sich, da kam von seiten der Cleopatra ihr Geheimschreiber Diomedes, der Befehl hatte, den Antonius zur Cleopatra in ihr Grabmal zu bringen.

Kaum hörte Antonius, Cleopatra sei noch am Leben, so befahl er seinen Dienern mit grossem Ungestüm, ihn aufzuheben und hinzubringen.

So trug man den wunden Mann vorsorglich bis an das Grabmal. Cleopatra

stand an einem Fenster und liess Taue durch dasselbe hinab. An diese befestigten die Diener den Antonius, und nun begannen Cleopatra und die beiden Dienerinnen, die ihre einzige Begleitung im Grabmal waren, die ungeduldige Last in die Höhe zu ziehen.

Die Arbeit ging langsam von statten, wengleich die Weiber sich mit Leibeskräften an das Seil klammerten und es herniederrissen, wengleich die Untenstehenden, als die leidenschaftliche Ladung bald ihren unterstützenden Händen entrückt war, durch ermunternde Zurufe die Mühen der Weiber zu fördern suchten, die unter grosser Verzerrung der Gesichtszüge die unruhige Last kaum zu bewegen vermochten, die über und über mit Blut bedeckt die Arme nach der Cleopatra ausstreckte und so das Bergungswerk sehr erschwerte.

Kaum war er oben auf ein Bett gelegt, als sich Cleopatra über ihn warf, ihre Kleider aufriss, sich den Busen zerschlug und ihn, ihren Herrn, ihren Gemahl, den Imperator beschwor, sie nicht zu verlassen. Bei der Geliebten hatte Antonius all' seine männliche Fassung wiedererlangt; er bat sie, falls es ohne Schmach sein könne, auf ihre

Rettung Bedacht zu nehmen und sich aus der Umgebung des Cäsar besonders dem Proculejus anzuvertrauen.

»Was mich selbst angeht, so bin ich nicht zu beklagen, sondern vor Vielen glücklich zu preisen wegen des vielen Guten, das mir zuteil geworden; habe ich doch den ausgebreitetsten Ruhm erlangt und die grösste Macht besessen und bin nun aber nicht auf schimpfliche Art als Römer von einem Römer überwunden worden.«

Noch einmal fassten seine Augen seine Liebe in einem Blick, dann wurden sie wesenlos; seine aufgehobenen Arme umfassten statt der Cleopatra den Tod.

Der stürmische Antonius hatte seine Ruhe. Umsomehr raste das erbitterte Schicksal über Cleopatra.

Cäsar sandte an die unterworfenen Feindin zwei Bevollmächtigte: Gallus und Proculejus. Gallus besprach sich mit ihr durch die Thür, inzwischen legte Proculejus eine Leiter an, stieg durch dasselbe Fenster, durch das man Antonius in das Grabmal hineingezogen hatte, und wollte sie beschleichen. Da rief eine der beiden Frauen, mit denen sich Cleopatra eingeschlossen hatte:

»Arme Cleopatra, du wirst gefangen genommen!«

Cleopatra drehte sich um, erblickte den Proculejus und wollte sich mit einem Räuberdolche erstechen. Proculejus entwand diesen ihrer Hand, durchschüttelte ihre Kleider, ob sie nicht Gift bei sich führe und versprach ihr glimpfliche Behandlung, sofern sie nichts gegen sich weiter unternehme. Auch schickte Cäsar einen Freigelassenen Epaphroditus hin, der sie überwachen, sonst aber zuvorkommend behandeln sollte.

Obwohl mehrere Könige und Feldherren sich die Ehre ausbaten, den Antonius bestatten zu dürfen, überliess Cäsar den Leichnam Cleopatra.

Diese bestattete ihn mit aller Pracht; denn zu diesem Ende waren ihr alle Mittel zu Verfügung gelassen, und wozu hätten Reichtümer der Gefangenen noch gedient?

Ihre Brust war entzündet und voll fressender Wunden, so hatte sie sich verunstaltet. Sie verfiel in ein heftiges Fieber und dies gab ihr den Vorwand, alle Nahrung zu verweigern und so ihrem Leben unvermerkt ein Ende zu machen.

Der Leibarzt Olympus, den sie ins Vertrauen zog, unterstützte sie in ihrem Beginnen, doch die Römer schöpften Verdacht und bestimmten sie mittels Drohungen und Versprechen hinsichtlich des Schicksals ihrer Kinder, einstweilen weiter zu leben.

Die Behandlung der Kinder war eine verschiedene. Cäsar, der Sohn, den sie von Cäsar hatte, war von der Mutter nach Indien gesandt, kehrte indes auf die Vorspielung, Cäsar habe ihn zum Nachfolger seiner Mutter ernannt, zurück und ward hingerichtet. Die Tochter, Cleopatra, ward mit Juba von Nord-Afrika, dem gelehrtesten aller Könige, vermählt.

Dann verloren sich die Spuren der Nachkommenschaft aus so wilden, traurig heissen Liebestagen.

Nun wusste Cleopatra ihr Schicksal. In drei Tagen sollte sie nach Rom gesandt werden als Schaustück des Triumphes.

Nun schnell ein Ende!

Gut, dass sie noch rechtzeitig durch die Güte des jungen Unterführers Dobbella erfahren, was ihr Widersacher Cäsar, der Neffe ihres früheren Gönners, über sie beschlossen.

Mit beweglichen Worten ersuchte sie den Sieger, man möge ihr gestatten, Antonius ein Totenopfer zu bringen. Das ward bewilligt.

Erstarrete Thränen stachen in ihren Augen, die trübe glühten wie Grabeslampen. Die Wunden, die sie in diesen Tagen des Jammers ihrer Brust geschlagen, lebten wieder auf, ihre Wangen waren bleich und verheert wie Ruinen.

So stand sie zwischen ihren Frauen Iras und Charmion, die weinten und sie stützten.

Lange und kläglich bebten ihre einst so bleichen, nun so hart erstarrten Mundwinkel, dann kam es fremd und rauh von den bleichen Veilchen ihrer Lippen: »Teuerster Antonius, neulich begrub ich dich mit diesen noch freien Händen; jetzt bringe ich dir das Totenopfer als eine Gefangene unter genauer Bewachung, dass ich diesen sklavischen, zum Triumph über dich und mich aufbewahrten Körper ja nicht durch Thränen und Schläge misshandle. Erwarte nun keine andern Ehrbezeugungen oder Totenopfer; dies sind die letzten, die Cleopatra dir bringt. Im Leben hat uns nichts von einander trennen können; aber im Tode müssen wir noch allem Anschein nach

den Ruheplatz vertauschen. Du, ein Römer, liegst hier begraben, und ich Unglückliche werde mein Grab in Italien finden; den einzigen Anteil, den ich an deinem Vaterlande nehme. Doch wenn die Götter daselbst nur einige Macht und Stärke noch besitzen — die hiesigen haben uns verraten — so gib deine Gemahlin nicht lebend preis, lass es nicht geschehen, dass in mir über dich triumphiert werde, sondern verbirg mich hier in einem Grabe mit dir, in dem unter den tausend Übeln, die mich treffen, keines so schwer und empfindlich ist, als die kurze Zeit, die ich ohne dich gelebt habe.«

Nun liess sie die Kränze bringen, die so reichlich über den Sarg gespreitet wurden, dass man von dem Golde nichts mehr wahrte und alles Farbe und Duft war wie ein blumentüppiges Beet.

Noch einmal fiel sie nieder und küsste die Blumen, die sie gebreitet und geordnet. Dann liess sie ein Bad rüsten und ein festliches Mahl auftragen.

Bei diesem sprach sie zu Antonius und bediente ihn, als sei er da.

Als es zum Nachtsch kam, ward ihre Liebenswürdigkeit finsterer Ernst.

Alle Gäste des letzten Mahles verliessen sie. Nur die beiden Frauen blieben bei ihr.

Nun verteilte sie die Feigen aus dem Körbchen, die ein Landmann während des Mahles ihr gebracht.

Da schoss eine über die Entziehung ihres Schlupfwinkels erboste Natter an ihre Brust.

Ein feiner, scharfer Stich, und der Tod zitterte der aus dem Leben Vertriebenen im Blute.

Als der junge Cäsar die Schreibrtafel erhielt, die Cleopatra nach der Mahlzeit ihm versiegelt übersandt hatte, und las, wie die ins Sterben Gehende um ein Begräbnis bei Antonius bat, sandte er sofort hin.

Cleopatra lag auf ihrem Prachtlager, zu ihren Füßen Iras. Charmion aber suchte taumelnd noch das Diadem ihrer Königin zu richten.

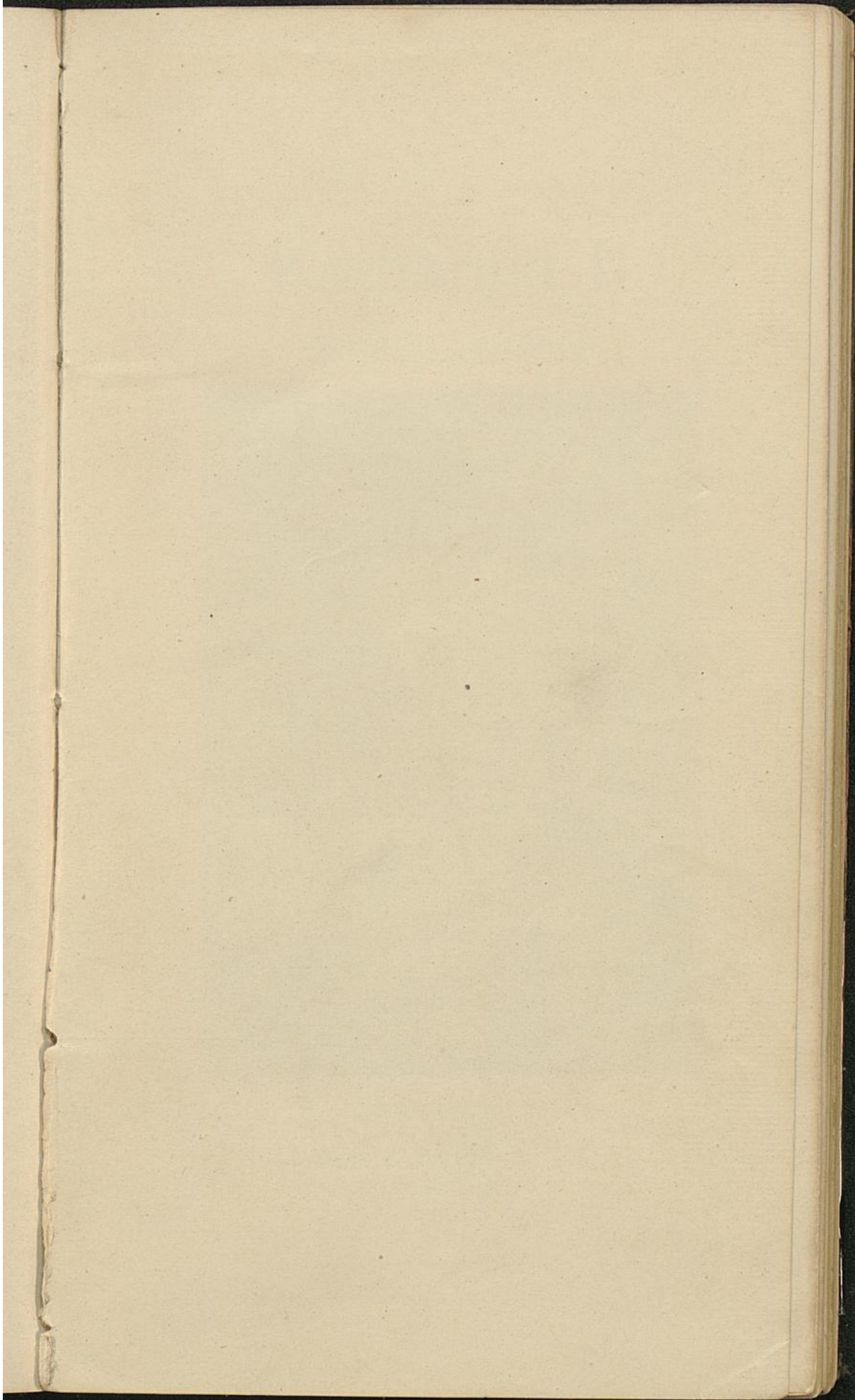
Dann sank auch diese treue Dienerin tot zu Füßen ihrer Gebieterin nieder.

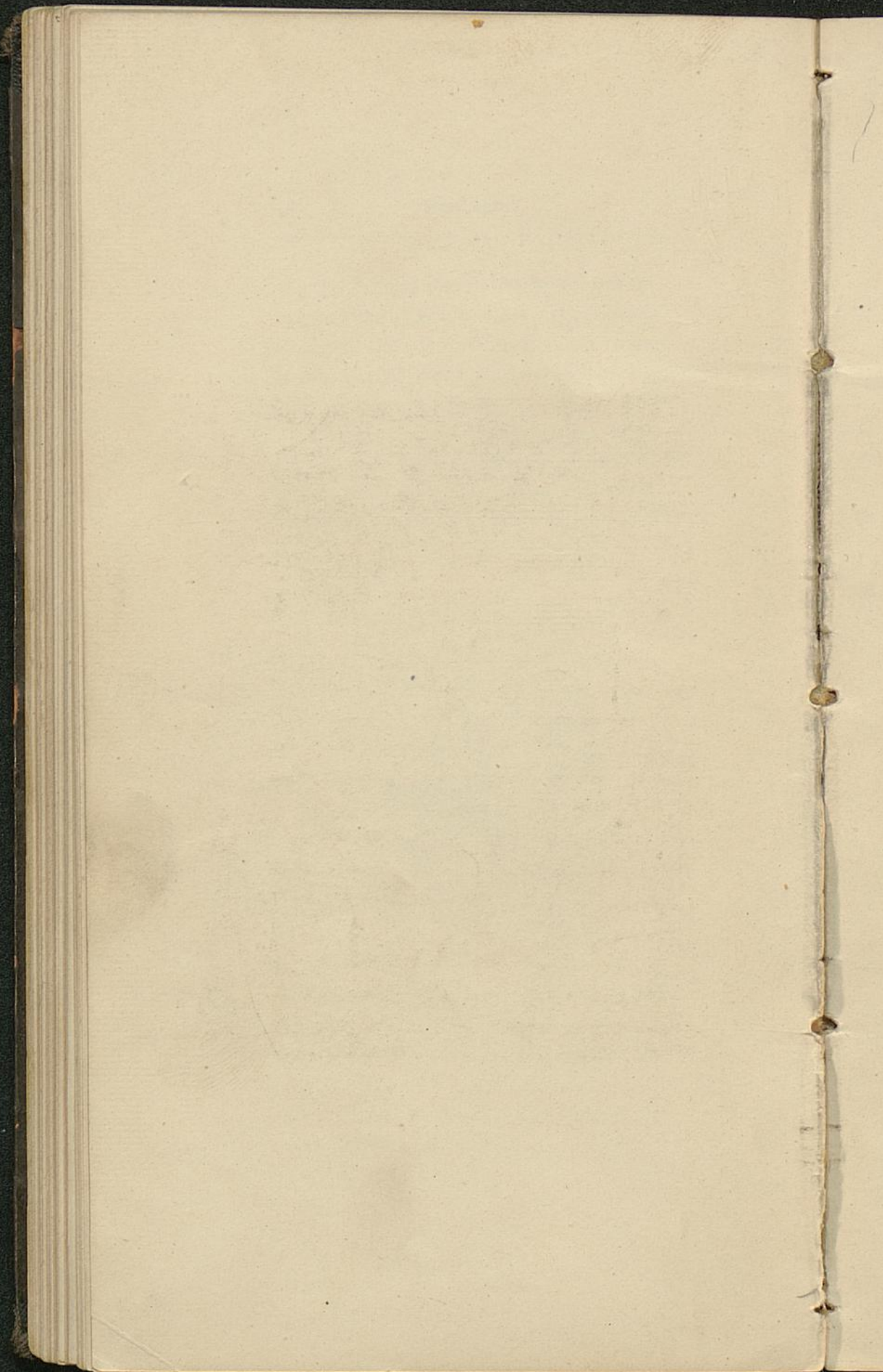
Mit schwerer Zunge erwiderte sie dem Boten, der entrüstet ihr zurief: »Das ist schön, das Allerschönste, wie es sich für die Enkelin so vieler Könige schickt!« Dann war auch sie hinüber.

So schloss das liebesheisse, qualen-
aufgewühlte Leben einer egyptischen
Königin, die das vierzigste Jahr nicht
erreicht, aber mehr als zweiundzwanzig
Jahre geherrscht hatte.

Antonius war siebzehn Jahre älter,
als er mit sechsundfünfzig Jahren im
ersten Schmerz seiner missberichteten
Liebe das Schwert zog gegen sich
selber.







Katharina II

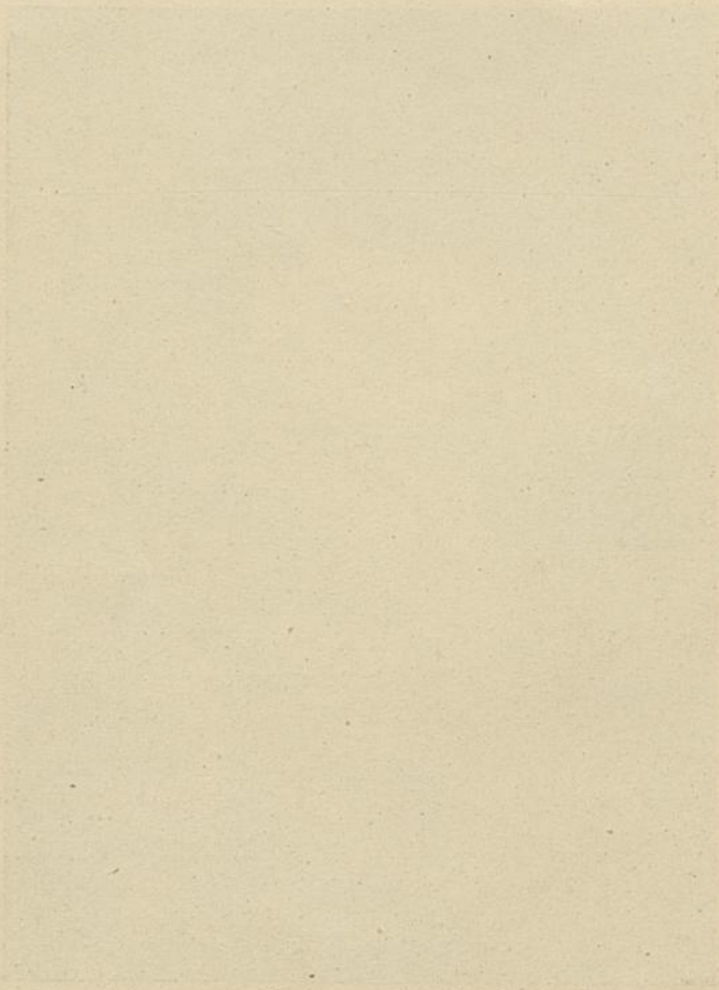
und ihr Liebesleben



BERLIN W. 35
CARL MESSER & CIE.
G. m. b. H.

II. Band

1840



UNIVERSITÄT
PADERBORN

1840

Kapitel I.



Von Stettin bis Petersburg und von
Peter III. bis Korsakoff.

Kaiserin Elisabeth, die herrschsüchtige Tochter Peter des Grossen, war vor dem Abschlusse der Ehe ihrer Eltern geboren und gelangte nach einem Gewaltstreiche auf den russischen Thron.

Sie überliess die Regierungsgeschäfte ihren Günstlingen, die oft aus den niedrigsten Ständen hervorgegangen waren, und bestimmte, da sie selbst keine Kinder hatte, ihren Neffen Peter III. von Holstein-Gottorp zum Nachfolger.

Es war dies die unglücklichste Wahl, die sie hätte treffen können, denn fast nie kam eine kläglichere Erscheinung auf einen Kaiserthron, als dieser ausschweifende, schwächliche und kindische Monarch.

Und diesem Schwächlinge wurde die lebensheitere und kraftstrotzende Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst zur Gemahlin bestimmt.

Sophie Auguste, die bei ihrem Uebertritte zur orthodoxen Kirche den Namen Katharina annahm, war in Stettin am 2. Mai 1729 als Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst, der den Rang eines preussischen Generals und Gouverneurs bekleidete, geboren.

Mit fünfzehn Jahren wurde sie dem Thronfolger angetraut, und, wie voraussehen war, wurde diese Ehe die denkbar unglücklichste, denn ihr Gatte vernachlässigte sie nicht nur, sondern demütigte sie bei jeder Gelegenheit in der rücksichtslosesten Weise.

Dass sie von Hause aus den ehrlichen und besten Willen hatte, ihren Gemahl glücklich zu machen, darf als sicher angenommen werden, aber sich in ihrem Lebensglück schmählich betrogen sehend, entschädigte sie sich schliesslich anderwärts.

In ihrem Tagebuche spricht sie von der völligen Vernachlässigung seitens ihres Mannes, und es klingt geradezu rührend, wenn sie schreibt:

»Ich kenne das und gehöre zu denjenigen, welche meinen, dass, wenn die Frauen ihre Männer nicht lieben, nur die letzteren die Schuld tragen. Ich hätte den meinigen gewiss geliebt, wenn dies möglich gewesen wäre und wenn er überhaupt die Gnade gehabt hätte, es zu wünschen.«

Es ist dies ein herzerreissender Aufschrei eines nach Liebe lechzenden Weibes, und da sie Peter nicht verstehen wollte, oder vielmehr nicht verstehen konnte, so trifft ihn eigentlich ein viel grösseres Verschulden an ihrem nachmaligen Lebenswandel, als sie selbst.

Schon als Grossfürstin waren ihre Beziehungen zu verschiedenen Männern nicht vollkommen einwandfrei, doch musste sie sich vor der Kaiserin, welche selbst ihre Liebhaber wie die Handschuhe wechselte, in acht nehmen, denn Elisabeth verlangte von anderen Frauen strengste Keuschheit und kannte nur für sich selbst das Recht auf Liebe.

Ob Katharina schon früher Einem ihre Gunst geschenkt hatte, ist nicht bekannt, jedenfalls wird als Erster Solty-

Katharina II

kow angeführt, dem der schöne Graf Poniatowsky folgte, der später durch ihren Einfluss zum König von Polen erwählt wurde.

Poniatowsky war mehrere Jahre der erklärte Günstling Katharinas, als diese die Bekanntschaft des Grafen Orlow machte. Dies fiel gegen das Ende der Regierungszeit der Kaiserin Elisabeth. Der schöne, stattliche und junge Artillerieadjutant hatte seinen Vorgänger schnell aus dem Felde geschlagen, und schon am 11. April 1762 schenkte Katharina einem Sohne das Leben, dem nachmaligen Grafen Bobrinski, als dessen Vater sie selbst Orlow bezeichnete.

Man behauptet, und es blieb auch stets unwiderlegt, dass er ihr schon damals geschworen haben soll, dass sie Alleinherrscherin über Russland werden solle, und als die Kaiserin Elisabeth im selben Jahre starb, stellte er sich mit seinen zwei Brüdern an die Spitze der Verschwörer, die den Kaiser ermordeten und Katharina als Zarin ausriefen.

Obwohl Katharina von dem Plane, wenigstens von der Ermordung ihres Gemahls, vorher nichts wusste, so kann

.....

ihr dieselbe nicht ungelegen gekommen sein, denn Peter III. hatte ganz offen erklärt, dass er sich von ihr scheiden lassen wolle, um eine Hofdame heiraten zu können.

Dass die Kaiserin einem Manne, der sie vor der Schmach des Beiseitegeschobenwerdens errettete und ihr den Thron verschaffte, zeitlebens Dankbarkeit bewahrte, ist natürlich, und auch ihrer Gunst erfreute er sich beinahe zehn Jahre, um dann allerdings einem neuen Meteor — Potemkin — weichen zu müssen.

Hierzu hatte er aber redlich selbst beigetragen, denn wie der damalige französische Gesandtschafts-Attaché am Petersburger Hofe, Corberon berichtet, behandelte er sie oft nicht nur unfreundlich, sondern sie war auch seinerseits körperlichen Misshandlungen ausgesetzt.

Potemkin, der sich besonders als Feldherr gegen die Türken auszeichnete, erfreute sich ihrer Gunst von 1774—1779. Er rivalisierte und alternierte später mit Orlow, wusste aber schliesslich die Macht dadurch zu erreichen, dass er die Launen seiner

.....

kaiserlichen Gebieterin auf von ihm abhängige Kreaturen lenkte und ihr die Liebhaber der Reihe nach zuführte.

Zavadowski war der Erste, den er als seinen Nachfolger einführte, diesem folgte bald darauf der Serbe Zoric, welcher hinwieder von Korsakoff abgelöst wurde.



Kapitel II.



Eine kurze Liebesepisode.
Fürstin Daschkow.

Am 12. Juni 1778 zog Major Korsakoff mit der Wache im Winter-Palais auf, ohne zu ahnen, dass er von einem der zahllosen Fenster von der Kaiserin beobachtet wurde, welche von Potemkin auf den schmucken, schneidigen Offizier aufmerksam gemacht worden war.

Aus der Entfernung gefiel er ihr, und sie beschloss, sich ihn auch in der Nähe anzusehen. Potemkin hatte ihr erzählt, dass er der gefährlichste Besieger aller Frauenherzen sei, und dies erweckte ihre Neugierde so sehr, dass sie allsogleich den dienstthuenden Kammerherrn nach der Wache schickte und den Major zu sich befahl.

Korsakoff begriff erst nicht, welchem Verdienste er die Gnade dieser gänzlich

unerwarteten Einladung zu verdanken hatte, aber als verwöhnter Günstling bei den Frauen erriet er gar schnell die Ursache und trat stramm und keck bei der Kaiserin ein.

Sie sah ihn längere Zeit prüfend an und sagte endlich huldvollst:

»Treten Sie näher, Major Korsakoff. Ich habe Sie zu mir befohlen, weil ich Sie kennen lernen wollte. — Wie alt sind Sie?«

Ich feiere am 14. mein dreissigstes Geburtstagsfest.«

Die Kaiserin nickte.

»Ihr Ruf ist in punkto Liebesaffaire nicht der allerbeste« — fuhr sie fort — »doch ich denke darüber toleranter als andere. Wissen aber möchte ich, ob dies auch alles wahr ist?«

»Die Fama übertreibt« — entgegnete Korsakoff mit nichts weniger als bescheidenem Lächeln — »übrigens ist Schweigen die erste Ritterpflicht.«

Die Kaiserin drohte ihm mit dem Finger.

»Wie kommt es dann, dass Sie so häufig in Duelle verwickelt sind?« — fragte sie.

Er überlegte einen Augenblick.

»Die Herausforderung ergeht allerdings meistens von mir« — gab er dann zu — »indes nur deshalb, weil ich es für meine Pflicht halte, nie die Ehre einer Frau ungestraft antasten zu lassen.«

»Und wie hiess Ihr letzter Gegner, den Sie im Duell töteten?«

»Es war der Bildhauer Subin, Majestät, der die Treue seiner Frau in Zweifel zog und behauptete, dass sie mir ein Stelldichein gegeben hätte.«

Die Kaiserin hörte ihm mit wohlgefälligem Lächeln zu, erkundigte sich noch nach sonst allerlei und sagte endlich:

»Sie gefallen mir, Major Korsakoff. Ich nehme Sie hiermit in die Reihe meiner Flügeladjutanten auf, welche Stellung Sie mir näher bringt« — und ihn mit einer vielbedeutenden Geste, die ihn vollends aufklärte, entlassend, fügte sie verheissend hinzu — »heute abend soupieren Sie mit mir.«

Schmunzelnd und sich unternehmend den Schnurrbart drehend stieg oder sprang vielmehr Korsakoff die Marmortreppe hinab und selbstgefällig und eingebildet murmelte er vor sich hin:

»Ich wusste es ja, dass ich sie im Sturm erobern würde — nur schade, dass diese Festung keine Jungfrau mehr ist«

Zur selben Zeit gestand sich die Kaiserin:

»Gerade diese Impertinenz gefällt mir an ihm. Er ist ein Roué von reinem Wasser und als solcher ganz geschaffen, mir wenigstens auf einige Zeit die trostlose Einförmigkeit meines Witwenstandes zu verkürzen.«

In diesem Gedankengang wurde sie durch den Eintritt des Kammerherrn unterbrochen, welcher die Katharina Daschkow anmeldete.

Die Fürstin hatte schon zu der Zeit zu den ergebensten Freundinnen der Kaiserin gehört, als diese noch Grossfürstin war und unter den despotischen Launen der Kaiserin Elisabeth und unter der unwürdigen Behandlung ihres Gemahls litt.

Die Kaiserin ging ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen.

»Was bringen Sie mir neues?« — fragte sie erwartungsvoll.

»Ich bekam soeben Nachricht über den Grafen Orlow aus Paris« — berichtete diese. »Er streut dort das

.....

Geld mit vollen Händen aus. In der Wut, nicht mehr die Gunst Eurer Majestät zu besitzen, streut er solch gehässige Gerüchte aus, dass es mir an Mut gebricht, dieselben auch nur andeutungsweise wiederzugeben.«

Die Kaiserin biss einen Augenblick die Zähne auf die Lippen, dann sagte sie verächtlich:

«Hunde, die bellen, beißen nicht. Lassen wir ihm die Freude, mich stört es nicht. Man kennt den Grund seiner Raserei und wird über ihn und nicht über mich spotten.»

Sie schien diese Undankbarkeit wirklich schnell vergessen zu haben, denn mit vollkommen veränderter Miene wandte sie sich gleich wieder zu der Fürstin:

»Ich bin Ihnen, meine teure Freundin, noch herzlichen Dank schuldig für den geistreichen Nekrolog, den Sie über meinen verstorbenen Freund Voltaire geschrieben. Man weiss wirklich nicht, was man an demselben mehr bewundern soll, die gediegene Form oder den erschöpfenden Inhalt, der sowohl Ihrem Wissen als auch Ihrem Herzen alle Ehre macht. Bitten Sie sich eine Gnade aus.«

Die Huld Eurer Majestät ist mir genug, Gnädige« — entgegnete die Fürstin — »ich verlange nach keiner and . . .

»Sie sollen nicht so bescheiden sein« — wurde sie von der Kaiserin unterbrochen — »für andere wissen Sie immer zu bitten, warum also nicht auch einmal für sich?«

Die Fürstin richtete sich auf.

»Dann erlaube ich mir, Eure Majestät daran zu erinnern, dass es mein sehnlichster Wunsch ist, Präsident der Akademie zu werden.«

»Ja, ja, diesen Ehrgeiz kenne ich« — entgegnete die Kaiserin lächelnd — »und ich will ihn auch stillen — wenn auch nicht gleich. Vorläufig beschäftigt mich Ihre pekuniäre Lage. Potemkin erzählte mir, dass Sie wieder tief in Schulden stecken — wie hoch belaufen sich diese?«

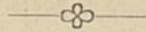
»Wenn ich das wüsste, Majestät« — gestand Fürstin Daschkow mit komischem Seufzer.

»Nun, dann will ich Ihnen vorläufig fünfmalhunderttausend Rubel schenken, mit denen Sie wenigstens einen Teil derselben bezahlen können; ferner kaufen Sie sich auf Rechnung der

Krone ein Haus in der Stadt, damit ich Sie fortan öfter sehen kann.«

Die Fürstin küsste in tiefster Dankbarkeit die Hände ihrer kaiserlichen Freundin und Wohlthäterin und war entlassen.

Diese lehnte sich an das Fenster; da sah sie plötzlich einen schmucken Leutnant vorübergehen, liess sich erkundigen, wie er heisse, und damit war auch schon Korsakoffs Entlassung entschieden.



Kapitel III.



Mutter und Sohn. Seine Liebe zu Bozena und deren plötzliches Verschwinden.

Katharina hegte gegen ihren Sohn, den Grossfürsten Paul Petrowitsch, die tiefste Abneigung und den abgründigsten Hass. Sie warf ihm bei jeder Gelegenheit seine Unfähigkeit und seine Trägheit vor, und wenn er sich gegen diese Vorwürfe zu verteidigen wagte, so geriet sie nicht selten in solch unweiblichen Zorn, dass sie nahe daran war, ihn vor dem ganzen Hofstaate thätlich zu insultieren.

In ihm den gefährlichsten ihrer Feinde erblickend, gewährte sie ihm nicht den geringsten Einfluss auf die Staatsgeschäfte und zwang ihn in seinem mehr und mehr erwachenden Ehrgeize zu völliger Unthätigkeit, die ihn noch mehr erbitterte und ihn in ohnmächtiger Wut an seinen Fesseln zerren liess.

Ein Zeitgenosse Katharinas, der mehrere Jahre am Hofe zu Petersburg lebte, schreibt: »Der letzte Diener des Hofes hatte mehr zu befehlen, als der dereinstige Erbe der Krone, welcher am Hofe seiner kaiserlichen Mutter nicht einmal der Schatten einer Null war.«

Sie hatte eben ihren vollen Hass vom Vater auf den Sohn übertragen, und die Thatsache, dass seine Frau von ihm ebenso vernachlässigt wurde, wie sie dereinst von ihrem Gatten, stimmte diesen nicht milder.

Die Ehe des grossfürstlichen Paares war eine recht traurige. Er entschuldigte sich damit, dass sie viel zu sentimental und schwärmerisch sei, und sie warf ihm Kälte und Nichtbeachtung vor.

Thatsächlich sprach er mit ihr oft tagelang kein Wort, und musste er ihr einmal notgedrungen Antwort geben, so that er es so widerwillig und zerstreut, dass in ihr endlich der Verdacht zur Gewissheit werden musste, dass er sich bei einer Anderen glücklicher fühle, als bei ihr.

Und dem war auch so.

Bozena, oder wie sie eigentlich hiess, Maria Derzavin, war diejenige, die zur

Zeit all seine Gedanken und all sein Sehnen in Anspruch nahm.

Bozena hatte eine abenteuerliche Vergangenheit hinter sich, war aber trotzdem in gewissem Sinne keusch geblieben. Als Kind von Zigeunern geraubt, vagabundierte sie mit diesen, ohne eine Erinnerung an ihr Elternhaus, bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahre im weiten russischen Reiche herum. Um diese Zeit etwa sah sie der allmächtige Potemkin auf einem Jahrmarkte tanzen. Ihre jugendfrischen, eben erblühten Reize wirkten auf den unersättlichen Wüstling dermassen, dass er ihr sofort den Antrag machte, seine Maitresse zu werden, und da sie ihn voller Abscheu von sich stiess, liess er sie kurzer Hand von seinen Schergen gefangen nehmen und entführte sie trotz ihres verzweifelten Widerstandes.

Nachdem er sein Ziel erreicht, liess er kein Mittel unversucht, das von ihr freiwillig zu erreichen, was er ihr mit Gewalt bereits genommen hatte, und ihr unverhohlen zur Schau getragener Ekel reizte ihn zu immer niedrigeren Zumutungen, die sie vor Scham fast zum Selbstmord trieben.

Erst nach einem halben Jahre glückte es ihr, zu fliehen, und nach vielen Fährnissen fand sie ihre Truppe wieder.

Mit dieser rastlos umherwandernd, lernte sie in Moskau einen jungen Edelmann und Dichter kennen, zu dem sie sich vom ersten Augenblicke an in unaussprechlicher Sehnsucht hingezogen fühlte, und da sie sich von ihm nicht als Dirne, sondern mit freundschaftlicher Achtung behandelt sah, so verstärkte sich ihre Neigung zu völliger Abgötterei.

Wie noch Niemandem im Leben, vertraute sie sich ihm an, und Derzavin vergalt Gleiches mit Gleichem. Er erzählte ihr von seiner Heimat und von seiner Kindheit, und von dem grossen Schmerze, der sein Elternhaus betroffen, als sein fünfjähriges Schwesterlein von herumziehenden Zigeunern geraubt wurde.

Bozena hörte in atemloser Spannung zu. Seltsame, längst vergessene Erinnerungen tauchten plötzlich vor ihrer Seele auf, Bilder, die sich mit dem von ihm Erzählten deckten und ergänzten, und von einer höheren Macht getrieben, fing sie schein zu fragen an, ob jenes nicht so und so gewesen sei, und ob die schöne, blasse Frau, die er seine

Mutter nenne, nicht vom Vater mit dem Kosenamen »mein weisses Kätzchen« gerufen wurde?!

Derzavin konnte nun nicht länger zweifeln, seine Schwester vor sich zu haben, noch manche anderen Punkte bestätigten seine Vermutung, und nach der Zusicherung, keine Anzeige erstatten zu wollen, gestanden die Zigeuner den vor zehn Jahren begangenen Kindesraub ein.

Trotz des furchtbaren Unrechts, das sie an ihr vollbracht, nahm Bozena von ihren bisherigen Freunden, die Freud und Leid mit ihr geteilt hatten, Abschied und blieb fortan bei ihrem Bruder, mit welchem sie bald darauf nach Petersburg zog.

Hier lernte sie nach zwei Jahren den Grossfürsten Paul kennen, der sich durch Mitleid in ihr Herz zu schleichen und sie zu bethören verstand. Als aber der Bruder hinter ihr Geheimnis kam und ihr vorstellte, welch Unrecht sie an der von ihrem Manne vernachlässigten Grossfürstin begehe, da bezwang sie ihr Herz und folgte ihm, der sie dem Einflusse des hochstehenden und gewissenlosen Geliebten entziehen wollte, widerspruchslos nach Moskau.

Grossfürst Paul gebärdete sich wie rasend; er sandte ihr einen Brief um den anderen und suchte sie auf alle mögliche Weise zur Rückkehr zu bewegen.

Endlich antwortete sie ihm:

»Mein lieber Paul!

Wenn ich trotz deiner innigen Bitten nicht zurückkehre, so erfülle ich nur einen Wunsch meines Bruders, und — lege deine Hand aufs Herz und frage dich selbst, ob er nicht recht hat?

Sobald deine Frau, die doch deine Liebe verdient, erfährt, wer ihr das Herz ihres Mannes geraubt hat, wird mich ihr nur allzu gerechtfertigter Zorn treffen, und sie wird die Kaiserin bestürmen, deiner unsinnigen Leidenschaft zu der Zigeunerdirne einen Damm zu setzen. Was wird dann geschehen? Man wird mich wie deine frühere Geliebte Nelidow in irgend eine Festung vergraben und mich elendiglich zu Tode martern.

Wärest du frei, Paul, dann könnte mich keine Macht der Erde von dir trennen, so aber gehörst du einer Anderen, und eben deshalb, weil ich dich liebe, flehe ich dich an: kehre zu deiner Pflicht zurück und vergiss die, die deiner nicht würdig ist.

Deine trauernde Bozena.«

Dieser Brief fiel durch Verrat in Potemkins Hände, der sich beeilte, seine beiden grössten Feinde — Bozena und den Grossfürsten — dem Zorne der Kaiserin auszuliefern.

Katharina schwankte.

»Was ist da zu thun?« — fragte sie nach kurzer Pause.

»Sie muss auf alle Fälle unschädlich gemacht werden« — riet Potemkin — »denn ihr Einfluss auf den Grossfürsten ist grenzenlos, und als schlaue Intrigantin kann sie ihn sogar zu einem Staatsstreiche anspornen.«

Katharina verfärbte sich, trotzdem aber sagte sie ruhig:

»Dieser Brief spricht indes mehr für, als gegen sie.«

Potemkin war auf diesen Einwurf gefasst und bot seine ganze Beredsamkeit und die Macht seiner Persönlichkeit auf, um der Kaiserin klar zu machen, dass dieser Brief absichtlich in seine Hände geschmuggelt worden sei, um seine Wachsamkeit einzuschläfern.

»Und was machen wir mit ihr?« — fragte die Kaiserin, schon völlig umgestimmt, und dem Rate ihres erprobten Freundes arglos trauend.

»Oranienbaum hat Kerker, die so verschwiegen wie das Grab sind« — flüsterte er.

»Aber ihr Bruder wird Mord und Zeter schreien und nicht eher ruhen, bis seine Schwester wieder freigegeben ist.«

»Wer denkt denn an Gewalt!« — verwahrte sich Potemkin — »sie soll ganz heimlich, ohne jedwedes Geräusch verschwinden, und nie wird jemand erfahren, wo sie hingekommen ist.«

»Dann thu, wie es dich gut dünkt« — erteilte ihm die Kaiserin Vollmacht, und nach acht Tagen wurde Bozena, die auf einem einsamen Spaziergange überfallen worden war, dem Gouverneur der Festung Oranienbaum ausgeliefert, der den strikten Befehl erhielt, sie auf das strengste zu bewachen, da er mit seinem Kopfe für sie einstehen müsse.



Kapitel IV.

Die Nachforschungen des Bruders und
seine Verbannung.

Als Bozena von ihrem Spaziergang nicht zur Abendmahlzeit nach Hause kam, bemächtigte sich ihres Bruders eine von Stunde zu Stunde steigende Unruhe.

Einen Augenblick kam ihm auch der Gedanke, dass sie dem Zuge ihres Herzens nicht habe widerstehen können und nach Petersburg zurückgeeilt sei, doch alsbald verwarf er diesen kränkenden Verdacht und begann mit seinen Nachforschungen.

Der Kreis ihrer gemeinsamen Bekannten war kein grosser, und Derzarin hatte bei diesen bald die Runde gemacht, ohne natürlich irgend einen Anhaltspunkt zu finden. Nun entschloss er sich endlich, die Dienerschaft, der er das Verschwinden der Schwester früher

nicht verraten wollte, ins Verhör zu nehmen. Dass sich unter dieser ein von Potemkins Schergen bestochenes Subjekt befand, konnte er nicht ahnen und dieser Bursche spielte seine Rolle auch so gut, dass er selbst einen gewiegten Kriminalisten getäuscht hätte.

Auf die an ihn gestellte Frage, ob er vielleicht etwas wisse, wusste er erst nichts zu antworten, dann, als ob ihm plötzlich etwas möglicherweise nicht gerade Unwesentliches einfiele, erzählte er:

»Heute nachmittag tanzten vor unserem Haus Zigeuner. Das Fräulein sah ihnen lange vom Fenster aus zu und warf ihnen auch ein Geldstück um das andere zu. Ich merkte mir das, weil ich mir dachte, dass es unsereins notwendiger brauchen konnte, als dieses diebische Gesindel.«

»Weiter, weiter« — drängte Derzavin.

»Ja, weiter kann ich nichts sagen« — meinte der Bursche mit möglichst einfältigem Gesicht — »ich sah sie nur in die nächste Strasse ziehen und bald darauf ging auch das Fräulein spazieren.«

Derzavin wusste genug. Es unterlag für ihn nunmehr keinem Zweifel,

dass sie, von unwiderstehlichem Wandertrieb ergriffen, dem Trupp gefolgt sei, um sich ihm anzuschliessen.

Er forschte nun also nach dieser Richtung, stellte auch fest, dass sich gleichzeitig fünf Zigeunerbanden in Moskau aufhielten, da sie sich aber bei diesen nicht fand, so konnte er nur annehmen, dass sie bereits die Stadt verlassen habe.

Der Gouverneur versprach ihm die kräftigste und werkhätigste Unterstützung, aber alles dies dünkte ihm zu wenig und deshalb beschloss er nach Petersburg zu reisen, um die Hilfe des allmächtigen Potemkin anzurufen, der ihm schon öfter seine Huld erwiesen hatte und ihn auch als Dichter hochschätzte.

Dass Potemkin der Schänder seiner Schwester war, wusste er natürlich nicht. Diese hatte ihm zwar Andeutungen über das an ihr begangene Verbrechen gemacht, aber sich geweigert, ihm den Namen des Ruchlosen zu nennen, da sie mit Recht befürchtete, dass dann auch ihr Bruder vor seiner Rache nicht sicher sei.

In Petersburg angekommen, empfing ihn der Fürst mit allem Wohlwollen

und sich völlig ahnungslos stellend, fragte er mit freundlichster Miene:

»Nun, was führt denn dich wieder zu uns?«

Zitternd vor Erregung erzählte ihm Derzavin das Vorgefallene und bat um seine weitreichende Unterstützung.

»Die will ich dir gern zu teil werden lassen« — versprach ihm Potemkin bereitwilligst, setzte aber kopfschüttelnd hinzu — »ich fürchte nur, dass dies nicht viel nützen wird, da sich deine Schwester wahrscheinlich absichtlich allen Nachforschungen entzieht. Sie ist doch nun einmal halbe Zigeunerin und wird sich bei diesen wohler fühlen als bei dir. Nimm es mir nicht übel, junger Freund, aber derlei Geschöpfe können auf die Dauer unsere Moral nicht ertragen. Hättest du ihren Grillen und Launen nachgegeben und sie nicht so streng gehalten, dann wäre sie dir sicher nicht entlaufen. Ich werde übrigens, wie ich dir versprach, alles Mögliche thun, du aber kehre in Gottes Namen nach Moskau zurück, unternimm keine übereilten Schritte und mache vor allem keinen Lärm von der Sache, sonst schadest du dir nur selbst.«

Damit war Derzavin entlassen.

Von Potemkin eilte er in seiner Herzensangst zur Kaiserin, die ihn mit ausserordentlicher Huld empfing und sich höchst verwundert stellte, als er ihr den Grund seines Kommens erzählte.

»Noch heute werde ich durch meinen Polizeichef einen Preis von zehntausend Rubel auf die Ausfindigmachung deiner Schwester aussetzen« — versprach sie ihm und als er ihr kniefällig danken wollte, unterbrach sie ihn mit der strengen Frage:

»Ist es wahr, Gavriel Romanovitsch, dass deine Schwester meinen Sohn liebt?«

Der Dichter erschrak nicht wenig.

»Ich muss es leider zugeben, Euere Majestät« — stammelte er — »aber ich kann auf mein Wort versichern, dass sie nie wieder seinen Bitten Gehör schenken wird.«

»Das will ich hoffen« — entgegnete Katharina streng — »und nun gehe, meine Polizei wird die Verschwundene jedenfalls entdecken.«

»Auch ich werde Himmel und Erde in Bewegung setzen« — schwor sich Derzavin unüberlegterweise und eilte von der Kaiserin zum Grossfürsten Paul Petrovitsch, um sich auch dessen Unterstützung zu sichern.

Dieser war aber gerade auf einer Jagd, und so kehrte er, seinen Besuch auf den nächsten Tag verschiebend, nach seinem Absteigequartier zurück.

Seiner Drohung, dass er Himmel und Erde in Bewegung setzen und dadurch unnötigen Staub aufwirbeln würde, hatte er es zu verdanken, dass bald der Polizeimeister bei ihm eintrat.

»Ich erscheine im allerhöchsten Auftrage Ihrer Majestät der Kaiserin« — meldete dieser — »und habe Ihnen den von ihr eigenhändig ausgefertigten Befehl zu übermitteln, binnen drei Stunden Petérsburg zu verlassen und nach Moskau zurückzukehren.«

Derzavin glaubte nicht recht zu hören.

»Und warum? — und warum?« — fragte er ein um das andere Mal.

»Darauf zu antworten, habe ich keinen Auftrag« — entgegnete dieser gemessen — »ich weiss nur so viel, dass es zu Ihrem Besten geschieht, da Sie hier mächtige Feinde haben, die Sie zu vernichten streben — nur aus diesem Grunde verweist Sie Ihre Majestät nach Moskau, weil Sie dort Ihren rachebrütenden Feinden mehr entrückt sind.«

»Ich lebe unter dem Schutze der Gesetze und werde aus diesem Grunde bleiben« — widersetzte sich Derzavin.

»Dann werden Sie mich zwingen, Gewaltmassregeln anzuwenden« — warnte ihn der Polizeimeister.

»Wollen Sie mich etwa wie einen Verbrecher behandeln?!«

»Allerdings, denn wer sich erküht, einem kaiserlichen Befehle Trotz zu bieten, ist ein Verbrecher! Wollen Sie also nicht gutwillig abreisen?«

»Nein!«

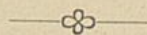
»Dann sind Sie mein Gefangener!« — erklärte der Polizeimeister und öffnete die Thüre, welche vier bewaffnete Gardekosaken bewachten.

»Folgen Sie mir« — befahl er Derzavin.

»Contre la force point de résistance« — murmelte dieser mit knirschenden Zähnen und fügte sich der Gewalt.

Auf der Strasse harnte ihrer ein geschlossener Wagen, der sie in scharfem Trab nach dem Strehlaerkloster brachte.

Hier wurde er einem Detachement Kosaken übergeben, deren Offizier Befehl erhielt, ihn nach Moskau zu eskortieren, wo ihn die Polizei schärfstens im Auge behalten sollte.



Kapitel V.

Lanskoi, der neue Günstling,
und Katharinas Besuch im Kloster.

Nachdem die Kaiserin den Verhaftbefehl gegen Derzavin ausgestellt hatte, liess sie ihren neuen Günstling Lanskoi zu sich rufen, um in seiner Gegenwart all die Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten der Regierungssorgen zu vergessen.

Alexander Dimitriewitsch Lanskoi war ein bildschöner Mann, der die Kaiserin abgöttisch liebte und gerade um dreissig Jahre jünger war, als sie. Er liebte sie nicht bloss aus Ehrgeiz, weil sie Kaiserin war, sondern weil er die Macht ihres Geistes und den Zauber ihrer Anmut bewunderte. Und dieser Geist und diese Anmut liehen ihrer ganzen Erscheinung einen Nimbus, dessen blendender Glanz ihr vorgerücktes Alter leicht vergessen liess.

In der That gab es Augenblicke wo Katharina, trotz ihrer neunundfünfzig Jahre, jünger und liebenswürdiger, anziehender und graziöser als manche Frau von kaum dreissig Jahren erschien. Der Geist hauchte ihren Zügen etwas Verjüngendes an, und in dem Tone ihrer Stimme lag etwas so Frisches und Wohlthuendes, das alle Herzen gefangen nehmen musste. Ihr höchster Reiz, der ihr auch am längsten treu blieb, lag eben in dem jugendlichen Wohllaute, in dem sympathischen, herzugewinnenden Klange ihrer Stimme.

Als Lanskoi bei seiner kaiserlichen Freundin eintrat, stürzte er ihr zu Füßen, erfasste ihre beiden Hände und fragte mit tiefer Besorgnis:

»Warum ist mein erhabener Schutzgeist so niedergeschlagen?«

»Wenn ich dich sehe, bin ich es nicht mehr« — entgegnete sie mit hingebender Zärtlichkeit und schlang die Arme um seinen Nacken — »du bist mein Alles, und wenn mir Gott noch zehn Jahre schenkt, musst du der Erste meines Reiches sein.«

»Lass mich bleiben, was ich bin: dein treuester Knecht, dein dankerfüllter Sklave!«



Katharina und Lanskoi.

»Oh, du bist mehr als dies« — widersprach sie ihm mit innigem Tone — »du bist mein lieber, süßler, guter Freund. Aber du mußt mir auch folgen. Vor allem sollst du französisch lernen — ein Russe, der nicht französisch spricht, ist ein Ignorant — ich selbst will deine Lehrmeisterin sein. Ich werde den Sekretär meiner Akademie — die Fürstin Daschkow — zu deiner Hofmeisterin ernennen, sie wird dich in allem unterrichten, was du zu wissen brauchst, um einstens die Rolle zu spielen, die ich dir zgedacht habe.«

»Ich habe keinen anderen Ehrgeiz, als deine Huld und Gnade« — verschwor er sich — »du hast mich ja schon vom schlichten Leutnant zum Range eines Obersten erhoben.«

»In sechs Monaten wirst du General sein . . .«

»Erspare mir diese Beschämung« — bat er — »ich fühle weder den Beruf, noch die Fähigkeit zum Feldherrn in mir.«

Hingerissen von seiner Bescheidenheit, zog sie ihn zu sich auf die Ottomane und überhäufte ihn mit ihren Zärtlichkeiten. Dann zur Besinnung kommend, sagte sie:

»Es ist nun genug davon, mein Liebling, halte dich bereit, mich in einer Stunde nach Oranienbaum zu begleiten. Dort schmachtet in einem unterirdischen Verliesse ein Wesen, das, wie Potemkin sagt, mir ebenso gefährlich wie meinem Sohne werden kann, welchen sie schon durch ihre teuflische Schönheit in ihren Schlingen gefangen hält. Ich muss mich mit meinen eigenen Augen von dem Zauber dieser Dirne überzeugen, und du sollst mir sagen, ob ihre Reize wirklich so gefährlich sind, wie sie mir Potemkin schilderte.«

Er führte ihre Hand an seine Lippen und küsste sie dann auf Mund und Nacken mit der ganzen Glut seiner jugendlichen Leidenschaftlichkeit.



Kapitel VI.



Bozenas Widerstand. — Hoher Besuch
und seine Folgen.

Jeden Tag stieg der Gouverneur mit dem Kerkermeister in das feuchte, von keinem Sonnenstrahle erleuchtete Verlies der Gefangenen hinab, um sich zu überzeugen, ob sie auch wirklich nicht ausgebrochen sei.

Bozenas trotzige Miene machte schliesslich auch auf diesen Elenden Eindruck, und je öfter er sie sah, umso reizender erschien sie ihm, und umso heftiger steigerte sich in ihm das Verlangen, sie zu besitzen.

In ihrer Nähe empfand er jenes Gefühl grausamer Wollust, welches gemeine, niedrige Naturen beschleicht, wenn sie einem Wesen gegenüber stehen, das sie glühend hasst und sie, wenn sie die Macht dazu hätten, mit den Zähnen zerfleischen würde.

Kaum mehr imstande, seine Begierde zu bezähmen, ersann er einen teuflischen Plan und schlich eines Abends allein zu ihr hinunter.

»Erschrick nicht« — flüsterte er ihr, als er sie wie eine wilde Katze kampfbereit aufspringen sah, leise zu — »ich komme allein, um dich auf etwas Trauriges vorzubereiten.«

»Sprich, ich bin auf das Schlimmste gefasst.«

Es beengte ihm doch die Kehle, dann sagte er, sie scharf beobachtend:

»Vor einer Viertelstunde kam aus Petersburg die Nachricht, dass du als Hochverräterin zum Tode verurteilt bist und morgen, noch vor Sonnenaufgang, auf der Esplanade hingerichtet werden sollst.«

Bozena erblasste.

»Ist das wahr?« — stammelte sie fassungslos.

»Ein Scherz dieser Art wäre frevelhaft« — entgegnete er ernst, und kaum noch imstande, seine Leidenschaft zu verbergen, flüsterte er ihr mit heissem Atem zu — »dein Schicksal dauert mich, ich fühle es, dass du unschuldig bist und der Rache eines Mächtigen zum

Opfer fallen sollst, und deshalb will ich dich retten.«

Trotzdem sie mit jedem Nerv am Leben hing, beschlich sie doch eine unerklärliche Angst, und ihm starr in die Augen schauend, fragte sie:

»Welchen Preis verlangst du dafür?«

Er näherte sich ihr, und während er versuchte, den Arm um ihre Hüfte zu legen, flüsterte er:

»Deine Liebe, Bozena.«

Er hatte es noch kaum ausgesprochen, als er von ihr mit solcher Gewalt zurückgestossen wurde, dass er beinahe zu Boden fiel.

»Lieber hingerichtet werden, als solch ein Scheusal, das ich hasse und verachte, zu lieben!« — schrie sie voller Ekel.

Trotzdem er es doch nicht nur aus den Worten heraushören, sondern auch aus ihrem grenzenlosen Abscheu erkennen musste, gab er seine Hoffnung noch nicht auf, und bittend und drohend fuhr er fort:

»Bozena, nimm Vernunft an und stosse nicht einen Mann von dir, in dessen Händen einzig und allein deine Rettung liegt. Das Blutgerüst wird schon aufgebaut, und wenn du nicht

noch heute Nacht mit mir nach Finnland fliehst, von wo aus ich dich nach Schweden bringen will, so bist du rettungslos verloren!«

Ein furchtbarer Kampf spielte sich in ihr ab, aber fest und unerschütterlich entgegnete sie:

»Ich fliehe nicht!«

»Sei nicht wahnsinnig« — drang er in sie — »in zwölf Stunden werden die Henker an deine Thüre pochen und dich zum Richtplatze schleifen. Man wird dir die Kleider vom Leibe reißen, und die gemeinen Knechte werden dich mit roher Hand packen, bis dein Haupt vom Rumpfe getrennt ist.«

Sie gab ihm keine Antwort, und obgleich er ihr das ihrer harrende Schicksal in immer schrecklicheren Bildern ausmalte, vermochte er sie nicht mehr zum Reden zu bewegen.

Mit einem Fluche auf den Lippen verließ er sie endlich und schlug klirrend die Thüre hinter sich in die Angeln.

Jetzt erst fand Bozena Erlösung in Thränen, und sich auf ihr Strohlager werfend, begann sie herzerreißend zu schluchzen.

Ermattet versuchte sie im Schlafe Ruhe zu finden, aber beständig hörte

.....

sie die schauerlichen Worte: »In zwölf Stunden werden die Henker an deine Thüre pochen und dich zum Richtplatze schleifen!«

Sie sah schon das blanke Beil blitzen, und nicht einmal der Gedanke an Paul, der doch sicher alle Mittel zu ihrer Rettung in Bewegung setzen musste, vermochte die schrecklichen Bilder, die ihre Seele mit Entsetzen und Grauen erfüllten, zu bannen.

Bei jedem Schlage der Turmglocken, der ihr das immer näher heranrückende Ende verkündete, zuckte sie erschauernd zusammen, und ein Stosseufzer nach dem anderen entfloß ihrer in Furcht erbebenden Brust.

Die übergrosse Anstrengung, der ihre Kräfte nicht gewachsen waren, wich schliesslich einer fast todesähnlichen Ermattung, und trotz des ihrer harrenden grausigen Schicksals schlief sie ein.

Es mochte gegen Mittag sein, als sie durch herannahende Schritte erwachte, und gleich darauf vernahm sie auch, wie der schwere Riegel vor ihrer Kerkerpforte zurückgeschoben wurde.

Das Blut erstarrte ihr zu Eis, und nicht imstande, sich auch nur im ge-

ringsten zu bewegen, blickte sie entsetzten Auges nach der Thüre, durch die im nächsten Augenblicke ihre Henker eintreten mussten.

Anstatt dieser sah sie aber zwei Gestalten, deren Erscheinen ihr unerklärlich war und die sie erst für ein Hirngespinnst ihrer aufgeregten Phantasie hielt — eine tiefverschleierte Dame und einen jungen Mann, dessen Gesicht durch eine Halbmaske bedeckt war.

Erschrocken die Hände gegen sie ausstreckend, rief sie mit zitternder Stimme:

»Wer seid ihr — was wollt ihr von mir Unglücklichen?!«

Die rätselhafte Frau, die bisher im Thürrahmen stehen geblieben war, trat nun vollends herein.

»Habe keine Angst« — sagte sie mitleidig — »ich erscheine im Auftrage der Kaiserin, die aus deinem eigenen Munde zu erfahren wünscht, ob du ihren Sohn wirklich uneigennützig liebst?«

»Ich liebe ihn mit der ganzen Inbrunst meiner Seele« — beteuerte Bozena.

»Dann beweise es seiner Mutter dadurch, dass du ihm für immer entsagst. Die Kaiserin bietet dir für das Opfer volle Verzeihung und Freiheit, und wenn

du ihr versprichst, Russland zu verlassen, wird sie deine Zukunft sicherstellen.«

Bozena richtete sich hoch auf.

»Sage der Kaiserin, dass ich meine Heimat und meinen Bruder, der ein russischer Dichter ist, nie verlassen werde — lieber will ich bis an mein Lebensende in diesem Kerker schmachten« — dann zusammenschauernd, setzte sie todesmatt hinzu — »die Stunde meiner Hinrichtung wird ja ohnehin bald schlagen.«

Die Kaiserin lüftete den Schleier.

»Welcher Richter hat es gewagt, dich ohne meine Einwilligung zum Tode zu verurteilen?« — fragte sie entrüstet.

Bozena, die Kaiserin erkennend, sank in die Kniee und begann erlösend zu weinen.

»Ja, ja, ich bin es« — sagte die Kaiserin milde — »ich bin selbst in die Nacht deines Kerkers herabgestiegen, um dich zu bitten, dieser strafbaren Liebe zu entsagen.«

»Ich habe ihn ja geflohen« — beteuerte Bozena — »aber mich von meinem Bruder trennen, den ich durch ein Wunder Gottes wiederfand, das kann niemand«

»Ich verlange es auch nicht mehr« — fiel ihr die Kaiserin begütigend ins Wort — »vielleicht schicke ich ihn als Geschäftsträger nach Persien, und du kannst ihm dann nach Teheran folgen, oder . . . doch jetzt frage ich noch einmal, wer dich zum Tode verurteilt hat?«

»Das weiss ich nicht, da ich nicht einmal vor einem Gerichtshofe stand. Ich weiss nur so viel, dass mir der Gouverneur, der mich mit seiner Liebe verfolgt, verkündete, dass aus Petersburg der Befehl gekommen sei, mich heute hinzurichten. Er wollte mich indes retten und mit mir fliehen, wenn ich ihn lieben könnte.«

Ueber Katharinas Gesicht glitt ein grausamer Zug.

»Diesen Frevel wollen wir strafen, und dich, mein Freund« — wandte sie sich an Lanskoi — »ernenne ich hiermit zum Gouverneur der Festung.«

»Wie, Majestät, ich sollte . . .«

»Jawohl, du sollst das Los dieser Armen, an der ich wärmstens Anteil nehme, erleichtern. Reiche mir deinen Arm« — befahl sie, und begleitet von dem Scheine der vorausgetragenen Fackeln, stieg sie hinauf, während Bozena wieder

in die Nacht ihres unheimlichen Kerkers zurücksank.

Auf Befehl der Kaiserin trat mittlerweile die Besatzung unter Gewehr, und vor der gesamten Garnison stellte sie den Gouverneur über seine bodenlose Schurkerei zur Rede.

Er vermochte nicht zu leugnen, dass die »anbefohlene Hinrichtung« von ihm nur zu dem Zwecke eronnen war, um das sich gegen seine Liebesanträge sträubende Mädchen willfährig zu machen.

Die Kaiserin winkte den Kerkermeister heran, und nachdem sie diesem einen Auftrag erteilt hatte, wandte sie sich zu dem zitternd vor ihr stehenden Gouverneur:

»Ich entbinde Euch hiermit Eures Amtes, degradiere Euch und entziehe Euch auch den Adel, dessen Ihr nicht würdig seid« — dann gab sie dem Kerkermeister einen Wink, der dem bisherigen hohen Chef im Nu die Kleider vom Leibe riss, sodass er in seiner ganzen jämmerlichen Nacktheit vor der Garnison stand.

»Und solch ein Kerl« — wandte sich die Kaiserin an Lanskoi — »wollte einem Weibe Liebe einflößen — ach pfui!«

Sie gab ein Zeichen, und hageldicht sausten die Knutenhiebe auf den Delinquenten nieder.

Ruhig zählte sie bis fünfzig und gebot dann Einhalt.

Hierauf wandte sie sich an die Truppen:

»Ihr habt gesehen, Kinder, wie eure Kaiserin zu strafen versteht. Nehmt euch daran ein warnendes Beispiel, denn keiner steht so hoch, dass ihn mein Arm nicht erreichen könnte. Dieses Unwürdigen Stelle nimmt von diesem Augenblicke an Obrist Lanskoi ein, den ich wegen der treuen und aufopferungsvollen Dienste, die er mir schon bisher geleistet, hiermit in den Grafenstand erhebe!«

Unter dem tausendstimmigen Jubel der Besatzung stieg die Kaiserin in ihren Wagen und fuhr nun allein nach Petersburg zurück.

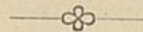
In tiefes Nachdenken versunken, kalkulierte sie:

»Ich fürchte, da einen dummen Streich gemacht zu haben, und hätte ihn, der meinem Herzen wirklich teuer ist, nicht dem Zauber dieses jungen Wesens, das auf ihn sichtlichen Eindruck machte, aussetzen dürfen. Und

.....

doch ist es vielleicht gut. Gelingt es ihr, mir sein Herz abtrünnig zu machen, dann ist auch er, wie jeder seiner Vorgänger, meiner Liebe unwürdig. Aber widersteht er dieser Versuchung, dann wird er mir doppelt lieb und wert sein. Und auch ich habe nun Zeit und Musse, mein eigenes Herz zu prüfen, ob Lanskoi mir wirklich unentbehrlich ist oder ob ich ihn ebenso leicht vergessen kann, wie jene Anderen, die in mir nur die Kaiserin und nicht das Weib liebten.«

So kalkulierte Katharina anscheinend ruhig, aber bei dem Gedanken, dass Lanskoi die Probe nicht bestehen könnte, zog sich ihr Herz doch krampfhaft zusammen, denn sie liebte ihn wirklich und hätte einen Verrat von seiner Seite nur schwer verwunden.



Kapitel VII.

Ein gewagtes Experiment und dessen Ausgang.

Lanskoi fasste seine plötzliche und gänzlich unerwartete Ernennung zum Gouverneur als ein Zeichen kaiserlicher Ungnade auf und betrachtete seine gleichzeitige Erhebung in den Grafenstand nur als eine Verzuckerung der bitteren Pille.

Dieser Wandel in seinem Geschieke machte ihn dermassen trostlos, dass er sich noch an demselben Abend schriftlich an den »erhabenen Schutzgeist seines Daseins« wandte und sie bat, ihm zu sagen, was er denn eigentlich verbrochen habe, dass seine huldvolle Herrin den treuesten ihrer Sklaven vom Hofe weg nach Oranienbaum verbannt habe.

Katharina war über dieses Schreiben, das ihr so ehrlich und ungeschminkt

seine Sehnsucht eingestand, entzückt, und schon am nächsten Morgen erhielt er durch den Leibkourier folgende Antwort:

»Du irrst, Geliebter, und thust mir Unrecht, denn ich liebe dich mehr als je, und um dir dies zu beweisen, werde ich, so oft es mir nur meine Zeit erlaubt, zu dir eilen, um in deinen sicheren Armen wenigstens auf Augenblicke die schweren Sorgen meiner Krone zu vergessen.

Behandle die dir anvertraute Gefangene gut, gewähre ihr jedwede Erleichterung, suche sie aber auf alle Fälle zu bewegen, von der thörichten Liebe zu meinem Sohne abzulassen.

Gelingt dir dies, so erweist du mir und meiner unglücklichen Schwiegertochter einen Dienst, den wir dir niemals vergessen werden.

Der Himmel schütze und behüte dich! Ich bleibe in unwandelbarer Gesinnung deine dir ewig wohlgeneigte Freundin

Katharina.«

Freudetrunkenen Auges verschlang Lanskoi diesen Brief unzählige Male. Es gab in diesem Moment keinen glücklicheren Sterblichen im ganzen russischen

Reiche, und jede Zeile, jedes Wort bedeckte er in heisser Wonne mit glühenden Küssen.

Er war damals kaum zwanzig Jahre alt und schwärmte für die Kaiserin mit einem Enthusiasmus, der ihn völlig blind für ihre Fehler machte. In seinen Augen war Katharina der Inbegriff aller Tugenden und das Musterbild weiblicher Vollkommenheit. Seine Liebe zu ihr erhob sich zu abgöttischer Anbetung, mit einem Worte, sie war für ihn eine Heilige, an deren Altar es ihm vergönnt war, das Opfer seiner Jugend darzubringen.

Von allen Männern, denen bisher ihre Gunst strahlte, war Lanskoi jedenfalls derjenige, der sie am meisten verdiente, denn mit der Schönheit seines Körpers harmonierte auch der Adel seiner Seele.

Alexander Dimitriewitsch Lanskoi war ein vollendeter Gentleman. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Bestechendes, und das lebenswürdige Lächeln seines feingeschnittenen Mundes gewann ihm im Nu alle Herzen.

Nichtsdestoweniger war er im Punkte der Liebe bis zu seinem Zusammentreffen mit Katharina völlig unerfahren

geblieben. Früher war er nur das gewesen, was der Franzose durch »amoureux de onze mille vierges« zu bezeichnen pflegt, das heisst, er war allen Schürzen nachgelaufen, ohne je an ein ernstliches Abenteuer zu denken. Erst durch Katharina, die diese Unschuld wohl zu schätzen wusste, war er in die eleusinischen Freuden der Liebe eingeführt worden, und er glaubte, ihr dafür unauslöschlichen Dank schulden zu müssen.

Ob es aber von ihr klug war, diesen Neuling der Liebe dadurch in Versuchung zu führen, dass sie ihn zum Hüter einer solch jungen, schönen Gefangenen machte, muss mindestens angezweifelt werden.

Ohne dass er es noch ahnte, hatte Bozena auf sein empfängliches Gemüt einen jener tiefen Eindrücke gemacht, deren Tragweite schwer vorauszusehen ist. Der Stolz, den die Gefangene der Kaiserin gegenüber bewahrte, hatte ihm mächtig imponiert, und da sich zu dieser Bewunderung grenzenloses Mitleid hinzugesellte, so waren die ersten Ansätze zur Liebe schon gegeben.

Der Befehl seiner Gebieterin, der Gefangenen ihr Los so viel als möglich

zu erleichtern, erfüllte ihn deshalb mit unbeschreiblicher Freude, und er beeilte sich, Bozena sofort das schönste Zimmer in der Festung zuzuweisen, sie mit Lektüre zu versorgen und den Befehl zu erteilen, sie nicht mehr als Gefangene, sondern als Dame zu behandeln.

Ihren Dank lehnte er mit verlegenem Lächeln ab, und beinahe schüchtern klang es, als er ihr sagte:

»Mir sind Sie keinen Dank schuldig. Alles, was ich gethan, geschah auf ausdrücklichen Befehl unserer allergnädigsten Kaiserin, die es besser mit Ihnen meint, als Sie glauben, denn sie ist ebenso mild als gerecht und . . .«

»Nennen Sie auch dies gerecht« — fiel ihm Bozena bitter ins Wort — »dass sie ein armes Geschöpf, welches den Schwüren ihres Sohnes Glauben schenkte, der Freiheit beraubt?!«

Er wusste nicht gleich, was er ihr auf diesen Einwurf, dessen Berechtigung er anerkennen musste, antworten sollte. Endlich meinte er:

»Sie müssen wahrscheinlich mächtige Feinde bei Hofe haben.«

»Ich habe nur einen Feind, aber dieser heisst Potemkin.«

Lanskoi musste unwillkürlich darüber lächeln, dass sie sich einbildete, der allmächtige Potemkin, von dessen Willen das Schicksal des Reiches abhing, könnte sich um sie kümmern. Er entgegnete daher:

»Nun, wenn er auch nicht gerade Ihr Feind ist, so ist er doch des Grossfürsten Feind, und da Sie diesen nicht vergessen wollen, so . . .«

Bozena hütete sich, ihm den Grund von des Fürsten Hass zu verraten und ging nur auf den letzteren Teil seiner Antwort ein.

»Nicht vergessen wollen« — sagte sie schmerzlich — »kann ich ihn denn überhaupt je vergessen. Ich glaube, selbst dann nicht, wenn er mich vergessen sollte.«

Eingedenk des Wunsches seiner kaiserlichen Freundin, fiel ihr Lanskoi rasch ins Wort.

»Und dies scheint leider schon der Fall zu sein, denn wie wäre es sonst denkbar, dass er keinen Schritt zu Ihrer Befreiung that?«

»Sie wissen mehr« — drängte sie ihn.

»Nun ja, er ist Ihrer Liebe nicht würdig, denn er ist ein Egoist, der nur

sich selbst liebt. Es thut mir weh, es Ihnen sagen zu müssen, aber seit vierzehn Tagen . . .« — er stockte und es fiel ihm schwer, fortzufahren.

»Ich bitte vollenden Sie, mir kann bei einem Manne nichts mehr unglaublich erscheinen« — sagte sie vollkommen gefasst, und ihre eiserne Ruhe bezeugte es, dass sie den Leidensweg der herbsten Enttäuschung schon zur Genüge kannte.

Sie mit einem Blicke tiefsten Mitleides umfassend, aus dem aber auch eine noch verstohlen glimmende Liebe sprach, fügte er nun möglichst schonend hinzu:

»Seit vierzehn Tagen scheint ihn eine Lyoner Tänzerin in ihren Schlingen gefangen und ihm den Kopf gänzlich verdreht zu haben, denn sonst wäre es doch . . .«

»Lassen Sie, lassen Sie« — bat sie — »er« ist eben treulos und falsch wie alle Männer.«

»Alle?« — fragte er gepresst — »Geben Sie gar keine Ausnahmen zu?«

Bozena schüttelte schweigend den Kopf.

»Und doch kenne ich einen Mann« — flüsterte er wie im Rausche — »der

nur von dem einen Gedanken beseelt ist, Sie zu lieben, und der Ihnen sicher nie die Treue brechen würde.«

Sie lächelte ungläubig.

»Und wer ist dieser Mann?«

»Ich selbst« — gestand Lanskoi und warf sich ihr stürmisch zu Füßen.

»Sie spotten meiner« — wehrte Bozena.

»Ich schwöre Ihnen bei Gott und bei allen Heiligen, dass ich Sie liebe!«

Sie wich einen Schritt zurück und wandte sich von ihm ab.

»Ich will diesen unbedachten Schwur nicht gehört haben« — sagte sie ermahmend. — »Bedenken Sie, was Sie thun wollten! Oder glauben Sie, dass ich in der Kaiserin Blick nicht gelesen habe, dass Sie ihr erklärter Günstling sind?!«

Und als er betroffen schwieg, fragte sie:

»Können Sie es bestreiten, dass Sie auch ihr Ihre Liebe gelobten?«

Endlich raffte er sich auf, und ihr fest ins Auge schauend, sagte er:

»Ja, ich that es, und ich liebte die Kaiserin wahr und ehrlich bis zu der Stunde, da ich mit ihr deinen Kerker

betrat. Seitdem schlägt aber mein Herz nur für dich, seitdem bist du meine Kaiserin, für die ich gern mein Leben dahingeben will« — und ihr zu Füßen stürzend, bedeckte er den Saum ihres Kleides mit glühenden Küssen.

»Erheben Sie sich aus Ihrer Erniedrigung« — flehte ihn Bozena erschrocken an — »ich bin ein verworfenes Geschöpf, das Ihrer Liebe garnicht würdig ist. Die Kaiserin hat Sie mit ihrer Huld beglückt, rafften Sie alle Kraft zusammen, und reissen Sie eine keimende Leidenschaft aus Ihrem Herzen, die Sie ins Verderben stürzen muss« — sie hielt ein wenig inne, und als sie sah, wie sehr er litt, fuhr sie weicher fort:

»Glauben Sie nicht, dass ich kalt und herzlos bin, aber gerade weil ich für Sie mehr empfinde, als ich dürfte, warne ich Sie vor einer Uebereilung, die nicht mehr gut zu machen wäre und die Sie früh genug schmerzlich bereuen würden. Und nun verlassen Sie mich, denn ich will und werde mich nie mit der schweren Sünde belasten, Ihr Geschick an das meine zu binden. Fahren Sie fort, die Kaiserin zu lieben und werden Sie glücklich.«

Lanskoi kam zur Besinnung.

Mit einem wehen Laute riss er sich von ihr los und stürmte ins Freie.

Noch an demselben Tage fuhr er nach Petersburg, um seiner kaiserlichen Freundin, der er im Herzen die innigste Abbitte leistete, ein reumütiges Geständnis abzulegen.



Kapitel VIII.



Des Grossfürsten neueste Liebschaft und sonstige bekannte Verhältnisse.

Lelia Gautier, Bozenas Nachfolgerin in der Gunst des Grossfürsten Paul Petrovitsch, gehörte zu dem leichtgeschürzten Geschlecht der Ballettratten.

Sie zählte zwar erst siebzehn Jahre, verstand es aber trotzdem schon, ihre niedliche Person nicht zu niedrig zu taxieren.

Sie liebte vor allem Pracht und Aufwand und hatte schon mit fünfzehn Jahren in ihrer Vaterstadt Lyon einen der reichsten Seidenfabrikanten innerhalb nicht ganz eines Jahres an den Bettelstab gebracht.

Schlau, wie sie war, hatte sie sich nach Petersburg eine sogenannte »Mama« mitgebracht, die gegen einen gewissen Prozentsatz diese Rolle mit Würde

spielte und das »Töchterchen« davor behütete, je ihr Herz ohne entsprechende Gegenleistung zu verschenken.

Dieser kleinen raffinierten Schlange war der Grossfürst, der gerade nicht an Geistesüberschuss litt, in die Netze gefallen, und sie verstand es denn auch, sich ihm so lange zu entziehen, bis er ihr dann den von ihr gewünschten Kontrakt — denn sie liebte es, sicher zu gehen — unterschrieb.

Dieses von Mamachen und Töchterchen entworfene Schriftstück lautete folgendermassen:

1. Mademoiselle Lelia Gautier erhält zur Bestreitung der ersten Kosten ihrer Einrichtung 50 000 Silberrubel.
2. Am ersten eines jeden Monats erhält sie ein Nadelgeld von 10 000 Silber-rubeln.
3. An ihrem Geburtstage erhält sie eine Equipage und ein Reitpferd nach eigener Wahl aus dem Marstalle des Grossfürsten.
4. Der Grossfürst übernimmt die Bezahlung ihrer sämtlichen Schulden, die sie in Frankreich zurückgelassen hat, hier schon gemacht hat oder noch zu machen gezwungen sein wird.

-
5. Mademoiselle Lelia Gautier verpflichtet sich hingegen, den Grossfürsten zu lieben und ihm bis zum Ablaufe dieses Kontraktes treu zu bleiben.
 6. Die Dauer dieses Kontraktes ist vorläufig auf ein Jahr festgesetzt.
 7. Jeder der beiden Kontrahenten zahlt für Nichterfüllung eines der vorher angeführten Punkte dem beleidigten Teile eine Konventionalstrafe von 25 000 Silberrubeln, ohne dadurch seiner übernommenen Verpflichtung ledig zu sein.

Petersburg, am 5. Mai 1780.

(gez.) Paul Petrovitsch.

(gez.) Lelia Gautier.

Der Grossfürst hatte sich ja immerhin längere Zeit geweigert, diesen »Kontrakt« zu unterschreiben, aber nachdem er eine Flasche nach der anderen hinuntergestürzt hatte und von ihr, die sich darauf gar wohl verstand, in der sinnbethörendsten Weise gereizt worden war, fiel er doch hinein.

Als er nun aber zum Dank zärtlich werden wollte, erklärte sie, ihm nicht eher angehören zu dürfen, bis nicht »Mamachen« den Vertrag geprüft und ihre Einwilligung gegeben habe.

Die würdige Dame kam denn auch auf den Ruf ihres heissgeliebten »Kindes« hereingewatschelt, prüfte und prüfte, und setzte schliesslich noch folgenden Punkt hinzu:

8. Sollte Mademoiselle Lelia Gautier das rauhe russische Klima nicht vertragen und sich deshalb gezwungen sehen, in ihre Heimat zurückzukehren, dann verpflichtet sich Se. kaiserliche Hoheit, ihr am Tage ihrer Abreise eine Entschädigung von 50 000 Silberrubeln zu bezahlen.

Nachdem der Grossfürst auch dies unterschrieben, gab die Mama den sich so uneigennützig Liebenden ihren Segen und verschwand lautlos durch die Thüre.

Kopfschüttelnd fragt der gewöhnliche Menschenverstand, wie Leute in solch hohen Stellungen derartig übertölpelt werden können, und doch kommen derartige Fälle nicht allzuseiten vor.

Der Grund dafür liegt einfach darin, dass es der Eitelkeit beschränkter Männer schmeichelt, Damen zu lieben, die in der Welt des Scheines eine Stellung einnehmen. Es kitzelt ihre Eigenliebe, sich sagen zu können, dass diese oder jene Künstlerin, die vom ganzen Publi-

kum bewundert, angestaunt und gefeiert wird, mit ihnen auf vertrautem Fusse lebt, und dass es die ganze Stadt erfährt, dass dieser oder jener Stern ihre Maitresse ist.

Gar oft wurde aus der Maitresse eine mächtige Frau, und um dies zu dokumentieren, wollen wir, ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, einige derartige Fälle anführen.

Theodora, eine Tänzerin, nebenbei auch Freudenmädchen und Geliebte des Statthalters Ekebolos, wurde die Gemahlin des Kaisers Justinian und starb im Jahre 548 infolge einer sich in ihrem früheren Beruf zugezogenen Krankheit.

Eleonore Groyne, die sich vom Orangenmädchen bis zur Schauspielerin hinauftrieb, wurde die Geliebte des Königs Karl II. von England, dem sie einen Sohn gebar, der in seinem dreizehnten Jahre von seinem Vater zum Herzog von Saint-Albans ernannt wurde.

Floresac, eine französische Schauspielerin, war die erklärte Geliebte des Herzogs Philipp II. von Orleans, dem sie zwei Töchter und einen Sohn gebar. Letzterer wurde 1722 Bischof von Laon und schon ein Jahr darauf Erzbischof von Cambrai.

Marie Anne Quinolt, Mitglied der Comédie française, wurde die Gemahlin des alten, steinreichen, aber erzdummen Herzogs von Nevers und erhielt, trotzdem sie in ganz offenkundigem Verhältnis mit dessen Kammerdiener lebte und daraus auch gar kein Geheimnis machte, von Ludwig XV. den Sankt Michaels-Orden.

Die Mannheimer Schauspielerin Josefa Seyffert war die Geliebte des bayrischen Kurfürsten Karl Theodor, der sie in einer seiner vielen schwachen Stunden zur Gräfin von Heydeck machte. Ihr Sohn ist der Stammvater der jetzigen Fürsten von Brentzenheim.

Die englische Schauspielerin Elisabeth Farren, die auch eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich hatte, wurde die Gemahlin des Grafen von Derby.

Die russische Schauspielerin Dora Jordan wurde die Geliebte Wilhelms IV. von England. Ihr ältester Sohn, Graf William Münster, wurde Peer von England.

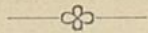
Die weimarische Hofsängerin Karoline Jagemann war Favorite des Grossherzogs Karl August und wurde von ihm zur Freifrau von Heygendorff erhoben.

Die berühmte Sängerin Henriette Sontag starb als Gemahlin des italienischen Grafen Rossi.

Die Sängerin Johanna Sophie Loewe wurde eine Fürstin von Liechtenstein.

Die spanische Tänzerin Lola Montez — über die im gleichen Verlage ein Buch erschien — war die Geliebte König Ludwigs I. von Bayern, der sie zur Gräfin von Landsfeld — der Volkswitz taufte sie Cancansfeld — erhob.

Und damit wollen wir die Liste derjenigen, »die es erreicht«, schliessen. Es sollte damit nur dargethan werden, dass Katharina, die genug solcher Fälle kannte, alle Ursache hatte, über den Grossfürsten, der ihr gar leicht ein Kuckucksei ins Nest legen konnte, zu wachen.



Kapitel IX.



Lanskois Beichte, Bozenas Befreiung
und deren Folgen.

Als Lanskoi vor der Kaiserin stand, fehlte ihm doch der Mut, die Wahrheit zu bekennen, und sich drehend und windend, bat er, von seinem Posten als Gouverneur entbunden zu werden.

»Und was missfällt dir dort?« — fragte die Kaiserin.

»Ich entbehre die Nähe meines Schutzgeistes.«

Katharina sah ihn scharf an.

»Wie du zu schmeicheln verstehst« — sagte sie langsam — »aber höre, ich verlange jetzt keine Schmeicheleien, sondern die volle, ungeschminkte Wahrheit!«

Lanskoi stand wie vom Blitze getroffen, dann vor ihr in die Kniee sinkend, stammelte er:

»Vergieb dem armen Sünder, der von Gewissensbissen gequält, vor dem Throne seiner Gottheit steht, um sie um Vergebung seiner grossen Sünden anzuflehen. Geblendet von den Reizen jener Unglücklichen, hatte ich zu ihr eine Neigung gefasst, die ich vergebens bekämpfte und

»Vollende!«

»Ich gestand ihr meine Liebe.«

Die Kaiserin erblasste.

»Und sie, sie frohlockte, sie triumphierte?«

»Nein, Majestät, das that sie nicht, sie warnte mich sogar und riet mir, einer Leidenschaft zu entsagen, die mich verderben müsste. ‚Fahren Sie fort die Kaiserin zu lieben, die Ihrer Liebe würdiger ist als ich‘ sagte sie und brachte mich so zur Besinnung. Hierauf eilte ich sofort nach Petersburg, um meine Verirrung zu beichten und so lange als reumütiger Sünder vor meinem Schutzgeiste im Staube zu liegen, bis er mir huldreich vergeben hat.«

In den Augen der Kaiserin wieder-
spiegelte sich der milde Abglanz ihres
schnell versöhnten Herzens, und ihn zu
sich erhebend, sagte sie:

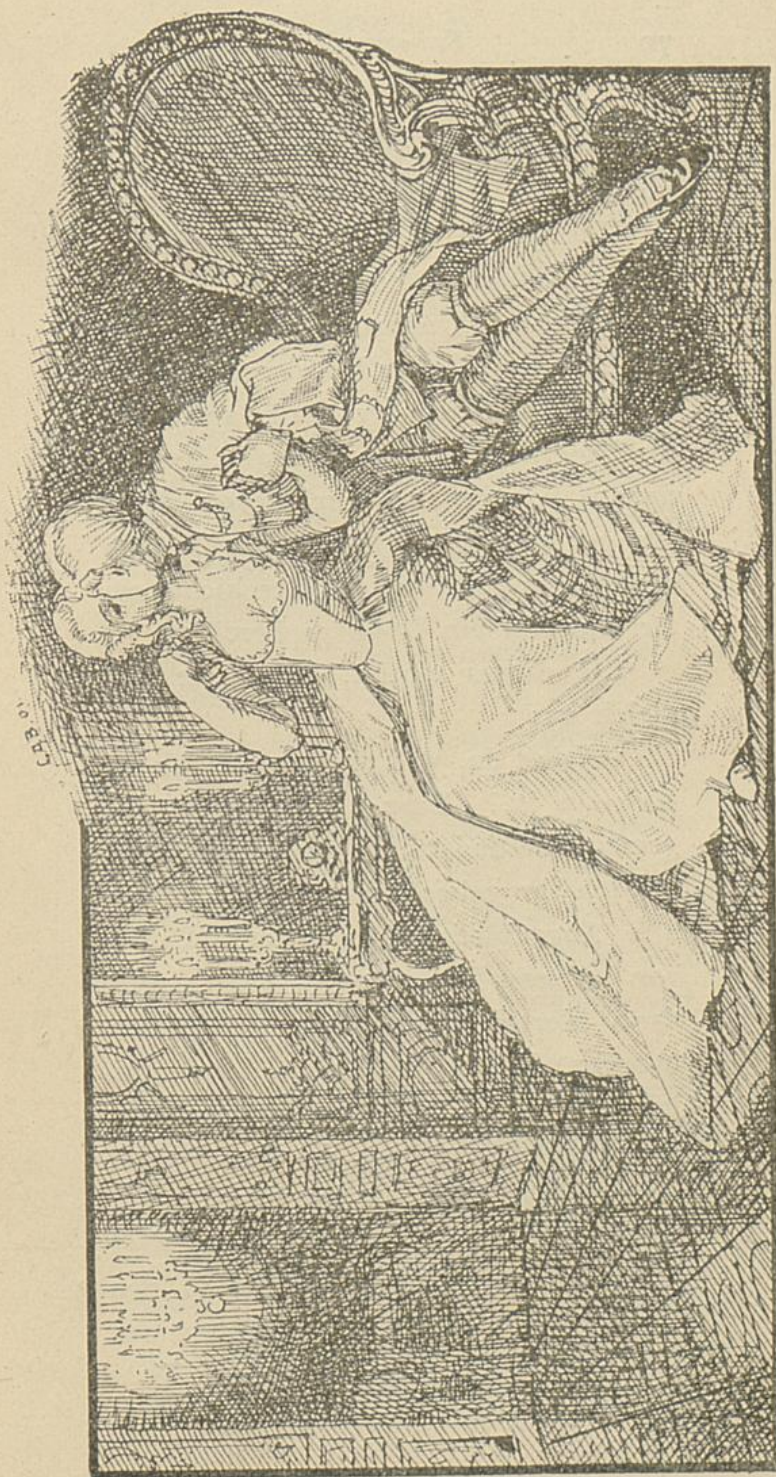
»Ich vergebe dir. Morgen früh kehrst du nach Oranienbaum zurück, nicht um dort zu bleiben, sondern um Bozena ihre Freilassung zu überbringen und sie mir zuzuführen. Sie hat sich als mir ergeben bewiesen und solche Menschen kann ich um mich brauchen.«

»Dank, Dank« — rief Lanskoi mit dem ganzen Enthusiasmus seiner Jugend — »die Geschichte wird dich segnen und deinen ruhmgekrönten Namen jenen anreihen, die da unsterblich sind für alle Ewigkeit.«

Die Kaiserin lächelte.

»Liebe mich, Alexander« — sagte sie — »und ich verzichte gern auf allen Nachruhm. Ein Augenblick der Liebe ist süßer als Jahrhunderte der Unsterblichkeit, von der wir doch nichts mehr haben. Das offene Bekenntnis deiner Verirrung« — fuhr sie nach kurzer Pause fort — »beweist mir, dass du ehrlicher als deine Vorgänger bist und darum verzeihe ich dir und liebe dich mehr als je.«

In leidenschaftlicher Hingabe bewies sie ihm, dass es ihr mit der Verzeihung wirklich Ernst sei, und als er am nächsten Morgen nach Oranienbaum



Katharina und Lanskoi.

fuhr, wusste er, dass ihm Bozena nun nicht mehr gefährlich werden konnte.

Wie es die Kaiserin vorausgesehen hatte; schäumte Potemkin vor Wut, als er von Bozenas Freilassung erfuhr und nun gar hörte, dass sie Hofdame werden sollte.

Er liess seinen Vertrauten und Leibarzt Bauerhahn, den er kurzweg »Kikeriki« nannte, kommen, um durch dessen Hilfe, der gar geschickt mit geheimen Mitteln umzugehen verstand, der Geschichte ein für alle Mal ein Ende zu bereiten.

Als dieser eintrat, schrie er ihn gleich an:

»Weisst du, was unsere unsterbliche Kaiserin ist? Eine undankbare, ganz gemeine Bestie ist sie! Für all die Dienste, die ich ihr geleistet habe, zieht sie mir alle Augenblick einen anderen Laffen vor. Zuerst Zayardowski, dann Zoric, dann Korsakoff und nun gar diesen unreifen Buben Lanskoi. Aber gut, ich habe ihr all diese Untreue verziehen, aber die Beschimpfung, die sie mir indes jetzt anthat, kann ich ihr niemals verzeihen. Höre nur: Sie hat meine ehemalige Magd und Leibeigene Bozena in den Kreis ihrer Hofdamen aufgenommen und will diese Dirne mir zum Trotz für die ausgestandene Unbill mit dem

Katharinen-Orden schmücken. Diese Kränkung lasse ich mir nicht bieten und da die Kaiserin nicht nachgeben wird, so muss eben dieses Frauenzimmer zu Zeiten bei Seite geschafft werden — du verstehst mich doch, Kikeriki?!«

Der Arzt kraute sich den Schädel.

»Das ist nicht leicht — da ist ein Bruder, der wahrscheinlich Lunte riechen würde, wenn ihr plötzlich etwas Menschliches passierte und — offengestanden, ich habe ein faible für junge, hübsche Frauenzimmer und bin diesmal nicht zu haben.«

Der Fürst ergriff einen Stuhl, um ihm den Schädel zu zerschmettern, im selben Augenblicke trat aber der Grossfürst Paul Petrowitsch ein, und so musste er seinen löblichen Vorsatz auf einen passenderen Zeitpunkt verschieben.

Der Grossfürst war in solcher Aufregung, dass er von dem Vorgange garnichts bemerkt hatte.

»Ich höre eben« — rief er ausser sich — »dass Ihre Majestät mit Kaiser Joseph II. in Mohilew zusammenkommen will und dass ich wieder zurückgesetzt werden soll. Wie man mir mitteilt, gehören zu den Begleitern meiner Mutter nur Ew. Durchlaucht, Graf Panin und ihr neuer Günstling Lanskoi, der, wenn

ich nicht irre, der sechste oder siebente in ihrer Gunst ist.«

Der Fürst nickte sarkastisch.

»Ich ersuche Ew. Durchlaucht« — fuhr der Grossfürst hastig fort — »meiner Mutter mitzuteilen, dass ich mir diese Missachtung als Thronfolger nicht bieten lasse und dass ich allenfalls auch ohne ihre Erlaubnis nachreisen werde.

»Das werden Sie unterlassen« — herrschte ihn Potemkin an.

»Und wer würde es wagen, mich daran zu hindern?«

»Ich!« — erwiderte Potemkin mit dreister Stirne.

»Ja, wer sind Sie denn eigentlich, mein Herr?« — fragte der Grossfürst mit beissendem Spott.

»Ich bin Feldmarschall Fürst Gregor Alexandrowitsch Potemkin, Ritter der höchsten Orden aller europäischen Höfe und — was mehr als alles andere sagen will — der treueste und aufopferndste Diener Allerhöchst Ihrer kaiserlichen Mutter!«

»Sagen doch Ew. Durchlaucht statt Diener doch lieber gleich Herr, denn wer herrscht eigentlich in Russland? Fürst Potemkin! Wer beherrscht das ganze Reich? Fürst Potemkin! Und

wer endlich beherrscht meine Mutter? Wiederum Fürst Potemkin! Und darum verfügte ich mich lieber zu Ihnen, als zu meiner gnadenreichen Mutter, um Sie, den allmächtigen Fürsten Gregor Alexandrowitsch zu bitten, hören Sie, inständigst zu bitten, an den Stufen des kaiserlichen Thrones ein gutes Wort einzulegen für den jederzeit schmachvoll zurückgesetzten Thronerben.«

Potemkin überlegte einen Augenblick, dann sagte er bedächtig!

»Ich würde Eurer kaiserlichen Hoheit doch den Rat geben, von diesem Reise-projekte abzustehen, denn in dem Gefolge Ihrer Majestät wird sich wahrscheinlich eine Person befinden, deren Anblick Eurer Hoheit wahrscheinlich nicht mehr angenehm sein dürfte.«

»Und wer ist dies?«

»Bozena.«

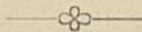
Der Grossfürst stiess ein unwillkürliches »Ach!« aus.

»Sie lebt?« — fragte er dann ganz verblüfft.

»Ja, sie lebt« — entgegnete Potemkin — »und ich werde dafür Sorge tragen, dass sie rechtzeig von dem Verhältnis Eurer Hoheit zu der reizenden Ballet-ratte Lelia Gautier Nachricht erhält.«

»Wie Sie wollen« — entgegnete der Grossfürst zornfunkelnden Auges — »und ich werde meine Mutter wissen lassen, dass ihr allmächtiger Günstling seine Gunst Madame Witt schenkt.«

Potemkin stiess einen ganz gemeinen Fluch aus, aber obgleich er sich sagte, dass ja die Kaiserin auch ihm nicht treu geblieben sei, so hielt er es doch für richtiger, dem Grossfürsten die Hand entgegenzustrecken und einen Waffenstillstand zu schliessen, bei dem sich allerdings ein jeder von ihnen vornahm, den anderen scharf zu beobachten und ihn bei passender Gelegenheit gänzlich unschädlich zu machen.



Kapitel X.

Intriguen von allen Seiten.

Am 18. Mai 1780 fuhr Katharina dem Kaiser Josef II. bis Mohilew entgegen.

Von diesem Besuche hing für sie sehr viel ab, da sie ihn zum Bundesgenossen wider die Türken gewinnen wollte, und da sie wusste, dass die Männer keinen Argumenten so zugänglich sind, wie schmachtenden Blicken schöner Frauen, so setzte sie auf Bozenas Mithilfe, die sich zum erstenmale auf politischem Gebiete bethätigen sollte, grosse Hoffnungen.

Nachdem sie den Kaiser mit den Herren ihres Gefolges bekannt gemacht hatte, winkte sie Bozena heran und sagte:

»In dieser Dame, Majestät, stelle ich Ihnen mit ganz besonderem Vergnügen die Schwester unseres berühmten Dichters Derzavin, als die schönste und

.....

liebenswürdigste Blume im Kranze meiner Hofdamen vor. Ich wünsche nur, dass Marie Derzavin das Glück haben möge, in den Augen Eurer Majestät ebenso viel Wohlgefallen zu finden, wie in den meinigen.«

Kaiser Josef, verduzt durch den Zauber dieser originellen Schönheit, war im ersten Moment ganz verlegen, dann entgegnete er galant:

»Es ist begreiflich, dass der Bruder einer solchen Schwester ein grosser Dichter werden musste.«

Katharina gratulierte sich zu ihrem schlaunen Plane und brachte das Thema den nächsten Tag wieder auf Bozena, wobei der Kaiser sich ganz begeistert äusserte und die Bemerkung fallen liess, dass sie ihm in ihrer seltsamen Schönheit den Eindruck eines verschleierte[n] Bildes mache.

»In Petersburg« — meinte daraufhin Katharina, werden Eure Majestät vielleicht Gelegenheit haben, den Schleier zu heben und das Innere zu durchschauen. Jedenfalls ist Bozena ein Stoff, ganz geeignet, daran seine Studien zu machen.«

»Ja, ja« — pflichtete ihr der Kaiser, der sonst Frauen gegenüber äusserst

kühl und zurückhaltend war, lebhaft bei — »sie gleicht einem geheimnisvollen Buche, dessen Titelblatt die Neugierde erweckt, es von Anfang an durchzulesen.«

Katharina schmunzelte.

»So ist es schon vielen gegangen, doch glaube ich nicht, dass es schon einem gelungen ist, diesen edlen Geist vollständig zu verstehen.«

»Mit Ihrer huldreichen Erlaubnis will ich es mir angelegen sein lassen, während meines Petersburger Aufenthaltes diese geistvolle Schönheit zum Gegenstande meiner Studien zu machen.«

»Wir wollen Sie daran nicht hindern« — erwiderte ihm Katharina und lenkte mit der ihr eigenen Sicherheit auf ein anderes Gebiet über.

Als der Kaiser drei Wochen später Petersburg verliess, war der Abschluss des geheimen Vertrages unterzeichnet, und Katharina gab selbst zu, dass dieser Erfolg hauptsächlich Bozenas Verdienst war, die sich selbstlos in den Dienst des Vaterlandes gestellt hatte.

Bozena war überhaupt eine andere geworden, und das Bild des Grossfürsten, dessen niedere Erbärmlichkeit ihr immer

klarer wurde, war in ihrem Herzen ziemlich verblasst.

Von seiner Mutter aus Petersburg verbannt, lebte er jetzt mit seiner Frau und seiner Geliebten in Gatschina.

Lelia Gautier verbrauchte hier, trotz ihrer Zurückgezogenheit von der Bühne, fast noch einmal so viel, als sie »kontraktlich« zu verlangen hatte, und der Grossfürst, der von Natur aus eigentlich geizig war, fing nun an, schwerer zugänglich zu werden.

Ihr fortwährendes Drohen mit Skandal stumpfte ihn nach und nach ab und hatte schliesslich gar keine Wirkung mehr. Eines schönen Tages liess er sie denn auch wirklich sitzen und kam nicht wieder.

Lelia merkte, dass sie den Bogen zu straff gespannt hatte, und versuchte, sich mit ihm auszusöhnen, er aber blieb standhaft, schickte alle ihre Briefe un-
aufgebrochen zurück und liess ihr endlich den guten Rat erteilen, Russland lieber freiwillig als gezwungen zu verlassen.

Sie lebte schon lange genug in Russland, um zu wissen, was das zu bedeuten habe und reiste in Begleitung

ihrer Mutter und eines jungen Engländer, der sich durch genügende Mittel als standesgemäss legitimiert hatte, schleunigst in ihre Heimat zurück.

Als Vereinsamter dachte er wieder an Bozena, da sie ihn aber standhaft und entschieden zurückwies; so verwandelte sich seine Liebe in grimmigen, tödlichen Hass.

Machtlos gegen die Vertraute seiner Mutter, suchte er auf Umwegen sein Ziel zu erreichen, und eines morgens fand die Kaiserin auf ihrem Toilettenische folgendes anonymes Billet:

»Hüten Sie sich vor Maria Derzavin.«

Misstrauisch wie die Kaiserin war, zerriss sie nicht diese gemeine Verläumdung, hatte aber doch so viel Gerechtigkeitsgefühl, die Beschuldigte nicht ungehört von sich zu verbannen.

Sie liess also Bozena rufen, und indem sie dieselbe scharf beobachtete, gab sie ihr das Billet zu lesen.

»Majestät« — sagte Bozena mit der ganzen Seelenruhe eines ruhigen Gewissens — »ich bin mir nicht einmal eines Gedankens bewusst, der mich Ihnen gegenüber schuldig erscheinen lassen könnte. Ich habe nichts gethan, wodurch ich das Misstrauen Eurer Maje-

stätt auch nur im geringsten verdient hätte.«

»Das lügst du!« — rief die Kaiserin in plötzlicher Eifersucht wild aufbrausend, und als nun Bozena infolge dieser Insulte ganz blass wurde und sich verfärbte — »dein Erbleichen verrät es mir, dass du den Grafen Lanskoi liebst und dass du mit ihm allabendlich Zusammenkünfte hast!«

»Und wo sollte ich diese Zusammenkünfte haben?« — fragte Bozena ruhig.

»Im Hause seiner alten, heuchlerischen Tante oder sonst irgendwo — ich werde jedenfalls dahinter kommen.«

Da Bozena nicht antwortete und die Kaiserin nur mit einem vorwurfsvoll schmerzlichen Blicke ansah, so verlor diese ihre Sicherheit und schon wieder halb und halb ihr Unrecht einsehend, fragte sie um vieles versöhnlicher:

»Nun, hast du mir darauf gar nichts zu sagen?«

Die Hand zum Schwur erhoben, bezeugte die so hinterlistig Beschuldigte:

»Ich rufe Gott und meinen Heiland zum Zeugen an, dass alles, was man Eurer Majestät hinterbracht hat, eine schamlose, ganz niederträchtige Lüge ist. Niemals werde ich mich so schwer

versündigen, die mir gewordene Gnade mit Undank zu lohnen, und das kann und darf ich behaupten: Graf Lanskoi ist eben so unschuldig als ich! Ich mache Eure Majestät darauf aufmerksam, dass es hier Leute giebt, die ihm seine Stellung neiden, und diese sind es, die ihn verleumden, um ihn dadurch stürzen zu können. Aber ich flehe Eure Majestät an und beschwöre Sie bei dem Heile Ihrer Seele, den Verleumdungen und Einflüsterungen seiner Feinde kein Gehör zu schenken und mir — ich schwöre es bei der Asche meiner Eltern! — zu glauben, dass wir, seit ich den Kerker verliess, kein Wort unter vier Augen wechselten, und dass er jede Annäherung vermied und alles gethan hat, um selbst dem Schatten eines Argwohns pflichtgetreu aus dem Wege zu gehen!«

Ihr Auge war der Spiegel ihrer Seele, und die Kaiserin gewann die Ueberzeugung, dass sie einer wohlüberlegten, schlaun Verdächtigung gegenüberstehe. Sie schloss Bozena, um Verzeihung bittend, in die Arme und versprach ihr, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um den anonymen Briefschreiber zu entdecken.

Durch einen Zufall wurde dieser noch an demselben Tage entlarvt, und dies kam so:

Potemkin, der den Grossfürsten stets mit einem Netze von Spionen umfassen hielt, wusste, dass auch jener ihm ergebene Freunde am Hofe hatte, die ihn über alles auf dem Laufenden erhielten, und er gab deshalb strengen Auftrag, speziell auf alle heimlichen Kouriere ein wachsames Auge zu haben und sich, wenn es nötig sein müsste, auch mit Gewalt eines solchen zu bemächtigen, damit er endlich wisse, wer es da wagte, gegen ihn zu intrigieren.

Heute hatte man endlich einen mit einem Briefe des Grafen Zemlioff abgefangen, und Potemkin schäumte vor Wut, als er dies boshafte Machwerk las. Es waren keine Namen darin genannt, aber die Persönlichkeiten waren so genau gezeichnet, dass man sie erkennen musste. Er selbst hiess — weil er infolge schlechter Behandlung ein Auge verloren hatte — der einäugige Cupido, die Kaiserin — die Messalina, Lanskoi — der junge Antinous, Bozena — die Zingara u. s. w.

Mit diesem Briefe, der für die Kaiserin eigentlich noch viel verletzender

als für ihn war, eilte Potemkin zu Katharina.

Sich stellenweise unterbrechend und mit den Füßen aufstampfend, las sie:

»Teurer Fürst und Freund!

Heute kann ich Ihnen etwas Neues mitteilen, das Sie nicht wenig überraschen wird. Unsere grosse, männermordende Messalina, die an ihrem jungen Antinous einen Narren gefressen hat, trägt sich seit kurzem mit der Absicht, sich mit ihm heimlich zu verheiraten. Der einäugige Cupido, der dies Geheimnis noch rechtzeitig erfuhr, eilte zu ihr und überhäufte sie mit Vorwürfen aller Art auf solch rohe und pöbelhafte Weise, dass Messalina rasch zu einer Ohnmacht ihre Zuflucht nahm. Der einäugige Cupido liess sie indes ruhig liegen und ging so gelassen fort, als ob garnichts vorgefallen wäre. Sobald er verschwunden war, rief sie die ärgste Feindin des Einäugigen, ihre Hofdame Zingara, herbei, mit der sie sich eine ganze Stunde lang in ihrem Schlafzimmer einschloss. Was hier beratschlagt wurde, weiss man nicht, aber die erste Kammerfrau der Kaiserin, die ich für uns gewonnen habe, und die auch die Warnung vor Zingara auf die

kaiserliche Toilette schmuggeln wird, vermutet, dass es nichts Gutes sei, denn Zingara suchte danach den auch Ihnen bekannten Kurpfuscher Ilijew auf, der im Geruche eines Giftmischers steht.

Zwei Tage darauf erkrankte der einäugige Cupido, und sein Leibarzt Kikeriki wollte alle Symptome einer durch Arsenik herbeigeführten Vergiftung erkennen, leider glückte es ihm, durch rasch angewandte Gegenmittel seines Gebieters elendes Leben zu retten.

Der Einäugige speit nun Feuer und Flamme, droht mit einem öffentlichen Skandal-Prozesse und versteht dadurch seine ihm untreu gewordene Messalina derartig einzuschüchtern, dass sie nichts mehr gegen ihn zu unternehmen wagt.

So steht diese Angelegenheit, die ein ebenso grelles als unheimliches Licht auf unsere Zustände wirft, und die nicht wenig dazu beiträgt, den Hass gegen Messalinas sinnliche Schwächen, Verirrungen und Ausschweifungen von neuem aufzuregen.

Vergessen Sie nicht, Fürst, dass Russland erwartungsvoll auf Sie blickt!«

Als Katharina zu Ende gelesen hatte, ballten sich ihre Hände krampfhaft zusammen.

»Ich begreife nicht« — sagte sie endlich — »was mit diesem elenden Lügengewebe bezweckt wird?!«

»Oh, das ist doch sehr einfach« — entgegnete Potemkin finster — »man will den Grossfürsten, dem jedes eigene Urteil fehlt, zu einem Staatsstreiche verleiten und hofft, da sich ja immer unzufriedene Elemente finden, mit deren Hilfe ans Ruder zu kommen. Aber noch stehe ich als treuer Diener an der Seite Eurer Majestät und werde solche Gelüste mit blutiger Faust zu unterdrücken wissen!«

»Und was wollen wir thun?« — fragte die Kaiserin um Rat.

»In aller Stille und ohne jedwedem Aufsehen Ordnung schaffen. Der Grossfürst muss vor allem in Gatschina bleiben, wo wir ihn am besten beaufsichtigen können. Der Kourier, der sofort seine hundert Hiebe bekam, ist schon auf dem Wege nach Sibirien, und Graf Zemlioff, der noch von nichts ahnt und von meinen Agenten scharf bewacht wird, wird heute Nacht ganz unauffällig ausgehoben. Staatsrat Karmaroff, der solche Verhöre zu leiten versteht und starke Nerven hat, die durch Wehgeschrei und Jammern nicht irritiert

werden, soll schon herausbringen, ob er Mitverschworene hat! Mit ihm und seinen allfälligen Komplizen soll dann kurzer Prozess gemacht werden — diese verräterische Bande wird die Ruhe Eurer Majestät nicht mehr stören!«

Katharina schloss die Augen. Sie verstand ihn und kannte seine Grausamkeit, da sie aber einsah, dass das Staatsinteresse eine blutige Unterdrückung solcher Putsche erheischte, so erklärte sie sich mit all seinen Massnahmen bedingungslos einverstanden.

»Veranlassen Sie auch gleich« — setzte sie düster hinzu — »dass meine erste Kammerfrau, die so schmäglich mein Vertrauen betrog, ausgepeitscht und sofort in die Bergwerke deportiert wird.«

Potemkin verbeugte sich.

»Und nun erübrigt mir nur noch, meine eigene Schuld gutzumachen« — sagte sie träumerisch.

In Potemkin stieg ein eigentümliches Unbehagen auf, erriet er doch gleich, dass es sich um Lanskoi handelte, der nun fester als je im Sattel sass.

»Ich begreife nicht, was sich Eure Majestät vorzuwerfen hätten — was Eure Majestät thun, ist stets wohlgethan« —

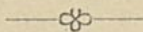
versuchte er einem übereilten Schritte vorzubeugen.

»Sagen Sie das nicht, mein Freund« — widersprach sie ihm — »ich habe Lanskoi auf eine anonyme Denunziation hin für einen Treulosen gehalten und bin ihm daher eine eklatante Genugthuung schuldig. Ich werde ihn also in den Fürstenstand erheben.«

Potemkin zuckte zusammen und wollte schon seine Einwände erheben, als sie ihm, dessen grenzenlose Habsucht sie genau kannte, zuvorkam und schnell hinzufügte:

»Und Ihnen, mein Freund, der Sie mir Ihre ergebene Treue eben wieder bewiesen haben, mache ich zehntausend Bauern zum Geschenk — Sie können unter den Staatsgütern selbst Ihre Auswahl treffen.«

Dieses kaiserliche Pflaster auf die soeben geschlagene Wunde bewirkte Wunder, denn die vor einem Augenblicke in düstere Falten gelegte Stirne glättete sich im Nu, und seiner grossmütigen Gebieterin die Hände küssend, versicherte er sie seiner grenzenlosen Dankbarkeit und steten Unterwürfigkeit.





Potemkin, sich von Katharina verabschiedend.

Kapitel XI.

Eifersuchtsszenen und Bozenas
Vermittelung.

Der Tod des Grafen Panin
und das tragische Ende des einstmaligen
Günstlings Orloff.

Katharina, Grossmutter zweier Enkel, die trotz ihrer vierundfünfzig Jahre mit der Glut und Leidenschaftlichkeit eines jugendstrotzenden Weibes liebte, bewies durch die Anmut ihres Wesens, dass Frauen von Geist in jeder Phase ihres Lebens, ja selbst noch im hohen Alter, liebenswürdig zu sein vermögen.

Denn Lanskoi, obgleich volle dreissig Jahre jünger, hing an ihr mit abgöttischer Verehrung und lieferte seinerseits den Beweis, dass sich junge Männer ebenso leicht für ältere Frauen, wie umgekehrt junge Mädchen für ältere Männer zu begeistern imstande sind.

Lanskoi liebte Katharina treu und innig. Er betete in ihr den Schutzgeist, den guten Stern seines Lebens an und that alles, um sie tagtäglich von der Aufrichtigkeit und Innigkeit seiner Liebe zu überzeugen.

Sie aber, eiferstichtig wie jedes Weib, das glühend liebt, quälte ihn mehr als einmal mit Zweifeln, die ihn umsomehr kränken mussten, als er sie nicht verdiente. Und so kam es, dass trotz ihrer gegenseitigen Liebe Zerwürfnisse eintraten, die den Zauber dieses ganz eigenartigen Verhältnisses gar oft verbitterten.

Gekränkt durch ihr Misstrauen und verletzt durch die unmotivierten Ausbrüche ihres Zornes, mied er dann oft tagelang ihre Nähe, und sie, die ihn nicht mehr zu entbehren vermochte, weinte dann wie wahnsinnig und suchte in den Armen Bozenas Trost und Besänftigung.

Bozenas Klugheit gelang es denn auch immer wieder, den gefährdeten Hausfrieden herzustellen, und durch ihre weise Vermittelung gewann sie die Herzen beider vollends, die in ihr die treueste Freundin achten und lieben lernten.

Um diese Zeit traf die Kaiserin ein harter Schlag durch den Tod ihres ergebenen Kanzlers, des Grafen Nikita Jwanovitsch Panin, der am 30. März 1783 sein thatenreiches Leben beendete.

Er genoss den Ruf eines rechtlichen Mannes und hinterliess, was damals nicht wenig besagen wollte, ein verhältnismässig nur kleines Vermögen — dasselbe reichte kaum so weit, seine Schulden zu bezahlen.

Wenige Tage nach dem Hinscheiden des Grafen Panin traf aus Moskau die Nachricht von der Erkrankung des einstmaligen allmächtigen Günstlings, des Grafen Gregor Orloff, ein, welcher Katharina auf den Thron verholfen hatte und zu den Mördern ihres Mannes zählte.

Nachdem er bei der Kaiserin in Ungnade gefallen war, verliess er Russland und reiste von Land zu Land, von Hof zu Hof, überall Anstoss und Aergernis erregend.

Schliesslich kehrte er nach Petersburg zurück, wo er aber die Kaiserin durch sein mehr als vertrauliches Benehmen zwang, ihn mit einer lebens-

.....

länglichen Pension von 100000 Rubel nach Moskau zu verweisen.

Ein Augenzeuge erzählt von seinem Auftreten:

Bald überliess er sich der ausgelassensten Freude, welche Gelächter und Hohn erregte; bald wieder überhäufte er die Kaiserin mit den bittersten Vorwürfen, die sie in Verwirrung setzten und alle zum Beben brachten. Man zitterte förmlich bei den Ausbrüchen seines brutalen Zornes und seiner masslosen Verzweiflung. Einmal vergass er sich sogar so weit, die Kaiserin in Gegenwart ihrer sämtlichen Hofdamen eine »undankbare Canaille« zu beschimpfen.

Endlich wurde er auf Befehl der Kaiserin, welche weniger Zorn als Mitleid mit seiner total zerrütteten Gesundheit zu fühlen schien, unter der Aufsicht zweier Aerzte nach Moskau gebracht.

Hier versank er alsbald in finstere Melancholie, die nur gelegentlich durch schreckliche Tobsuchtsanfälle unterbrochen wurde, in welchen sich die Gewissensqualen in furchtbarer Weise dokumentierten. Der Geist des von

ihm und seinen Brüdern ermordeten Peter III. verfolgte ihn tage- und nächtelang. Er glaubte das Todesröcheln des Erdrosselten zu hören, und von seinen bleichen Lippen las er den Fluch, der sein Dasein vergiftete.

In dieser Umnachtung seines Geistes sank er so sehr zum Tiere herab, dass er seinen eigenen Unrat ass. Noch in seiner Sterbestunde verfolgte ihn der blutige Schatten Peter III. und in blindwütiger Raserei laut aufschreiend, verschied er am 26. April 1783 im kaum vollendeten vierundfünfzigsten Jahre seines nutzlosen Lebens.

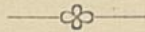
Trotz seiner grenzenlosen, überall Aufsehen erregenden Verschwendung hinterliess er seinem Sohne Jwan ein Vermögen von vierzehn Millionen Silberrubeln — ungerechnet der Masse kostbarer Diamanten, welche er seinen beiden Brüdern Alexei und Wladimir vermachte.

Als der Kaiserin die Nachricht von seinem Tode hinterbracht wurde, befand sie sich gerade bei der Toilette, und erlöst aufseufzend, sagte sie:

»Ich bin froh, dass er tot ist. Er war ein kalter, herzloser Egoist, der

.....

meinen in Gott ruhenden Mann, dem ich wahrlich keine Thräne nachzuweinen habe, mit derselben Ruhe erdrosselte, mit der er den armen Manfredoni vergiftete, weil er dessen engelholde Braut besitzen wollte. — Und nun genug von diesem Elenden« — damit setzte sie sich nieder und liess sich, ohne weiter an diesen Zwischenfall zu denken, zu Ende frisieren.



Kapitel XII.



Potemkins Rache.

Katharinas Liebe zu ihrem jungen Günstling erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten, die ihn mehr und mehr mit tiefem Dankgefühl gegen seine grossmütige Freundin und Wohlthäterin erfüllten.

Eifrig bemüht, die Anlagen seines Geistes auszubilden und den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern, gelang es ihr, dem jungen Bötter, dessen Erziehung in seiner Jugend arg vernachlässigt worden war, so viel Bildung beizubringen, dass an die Stelle früherer Ignoranz allmählich mehr und mehr Intelligenz trat. Sie erweckte in ihm den Geschmack und das Verständniss für die schönen Künste und war entzückt, wie er dieselben von Tag zu Tag lieber gewann.

Zu ihrer heissen Liebe gesellte sich nun der Stolz des Schöpfers, der aus ihm ein geistiges Wesen geformt hatte!

Die Liebe zu ihm, die von Tag zu Tag zunahm, entzündete nun endlich Potemkins schon lange glimmende Eifersucht zur lodernden, Vernichtung drohenden Flamme.

Geschürt wurde diese durch Lanskois selbstbewusstes Auftreten, der einen so hohen Grad von Verachtung ganz unverhohlen zur Schau trug, dass Potemkin für seine Machtstellung zu bangen begann.

Damit war sein Todesurteil gesprochen, und nach kurzer Ueberlegung liess Potemkin seinen Vertrauten und Leibarzt, Doktor Bauerhahn, zu sich rufen.

»Dieser Knabe Lanskoi, der alles, was er ist, einzig und allein mir zu verdanken hat« — sagte er zu ihm — »wird von Tag zu Tag dreister, anmassender und unverschämter. Meine alte Flamme hat ihn dergestalt verhätschelt, dass er wie ein eitler Pfau Rad schlägt. Er fängt an, mich zu langweilen . . .«

»Sagen wir lieber, uns gefährlich zu werden« — verbesserte Bauerhahn pfiffig.

»Du triffst doch immer den Nagel auf den Kopf, mein lieber Kikeriki, und ich will es dir gern eingestehen, dass mich dieser Bursche doch endlich aus dem Sattel heben könnte.«

Bauerhahn verstand.

»Darum, Durchlaucht, ist es hohe Zeit . . .«

»Dass wir uns seiner entledigen!«
Es entstand eine kleine Pause.

»Aber wie und auf welche Weise?«
— fragte endlich Bauerhahn.

»Das sollst du mir eben beantworten; wenn ich es selbst wüsste, hätte ich dich nicht zu rufen brauchen, Dummkopf!«

»Hm — das ist schwerer, als Sie glauben.«

»Erzähltest du mir nicht unlängst von Nikotin, welche Art von Gift ist dies?«

»Es ist dies eine klare, farblose, ölartige und nach Tabak riechende Flüssigkeit, die ich in meinen Mussestunden als narkotischen Bestandteil des Tabaks entdeckt habe. Einige Tropfen davon ins Ohr geträufelt, sind hin-

reichend, den kerngestündesten Organismus im Nu zu zerstören.«

Der Fürst nickte zufrieden.

»Diese Erfindung gereicht dir zur Ehre, mein Freund« — sagte er.

»Nur dann, Durchlaucht, wenn sie imstande ist, Ihnen einigen Nutzen zu bringen.«

»Wir verstehen uns gottlob, wie immer« — rief Potemkin mit freundschaftlicher Herablassung — »du wirst nun die Güte haben, mir ein Fläschchen dieser kostbaren Flüssigkeit anzuvertrauen, um durch die Hand eines Dritten an einer falschen Kreuzspinne, die mir im Wege ist, einen harmlosen Versuch anzustellen. Gelingt er, so kannst du deines Erfinderlohnes sicher sein — hast du mich getäuscht, so will ich dir auf dem Wege nach Sibirien Zeit geben, über deine Erfindung weiter nachzudenken!«

Obgleich seiner Sache sicher, erblich Bauerhahn doch, und nur zögernd nahm er ein Flacon aus der Tasche.

»Ich habe stets eins bei mir und . . .«

Der Fürst entriss es ihm im Nu.

»Besten Dank, alter Freund« — rief er heiter -- »es soll gewiss nicht dein

.....
Schaden sein — du weisst ja, eine Hand wäscht die andere!«

Damit war Bauerhahn entlassen — und acht Tage später erkrankte Fürst Lanskoi.

Er versank in ein hitziges Fieber, in welchem ihn Katharina mit aufopferndster Zärtlichkeit pflegte. Sie verweilte stundenlang an seinem Bette, leistete ihm alle Handreichungen und verscheuchte jede Fliege, welche ihn belästigte.

Als ihr ihre Leibärzte einstimmig erklärten, dass der Kranke nicht mehr zu retten sei, versprach sie ihnen alle Schätze der Welt, doch alles war vergeblich, und sie konnten ihr keine Hoffnung geben.

Die Kaiserin fiel bei dieser Nachricht in eine tiefe Ohnmacht, und als sie wieder die Augen aufschlug, hatte ihr heissgeliebter Günstling die seinen für immer geschlossen.

Fürst Alexander Dimitriewitsch Lanskoi starb, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, am 25. Juni 1784.

Als die Kaiserin, die ihn fast bis zum letzten Augenblicke mit mütterlicher Liebe und Sorgfalt gepflegt hatte, das Verscheiden ihres Geliebten erfuhr,

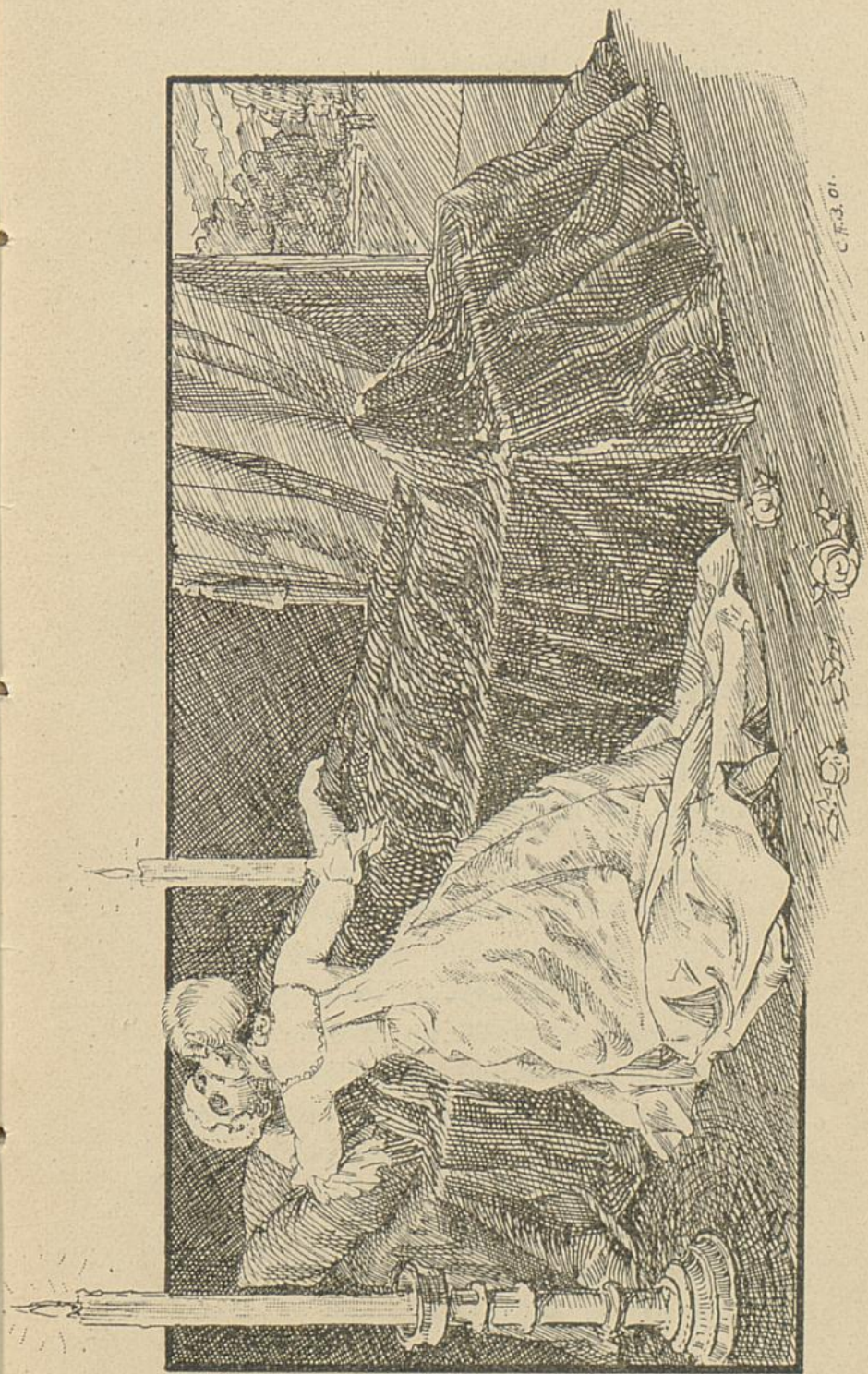
stürzte sie sich auf dessen Leiche, die sie mit derselben Glut küsste, mit der sie noch vor wenigen Tagen das blühende Leben küsste, und wich nicht eher von der irdischen Hülle, bis diese zur Erde bestattet wurde.

Dann überliess sie sich der verzweifeltsten Trauer, weinte tage- und nächtelang und wurde, da sie jede Nahrungsaufnahme verweigerte, selbst schwer krank.

Drei Wochen lang musste sie das Bett hüten, und die Aerzte, welche ihr vergebens Fassung predigten, verzweifelten schier an ihrem Aufkommen. Endlich siegte doch ihre gesunde Natur, aber noch während dreier Monate war sie durch nichts zu bewegen, Zarskoe-Selo auch nur einen Augenblick zu verlassen.

Als ihre Trauer doch milder wurde, sagte sie zu Bozena, die ihr in ihrem Schmerze eine wahre Trösterin war:

»Er ist meine erste und letzte Liebe gewesen. Alle, die ich vor ihm kannte, selbst Soltikow und Poniatowsky, waren nur Spielmarken und Rechenpfennige meiner schnell vorübergehenden Laune. Diesen Lanskoi aber habe ich geliebt und werde ihn bis zu dem Augenblicke



Katharina an der Leiche Lanskois.

.....

lieben, wo mich der Tod für ewige Zeiten mit ihm vereint.«

Lanskoi war ein vornehmer Mensch, der die Kaiserin wirklich nur um ihrer selbst willen liebte, und obgleich er nach kaum dreijähriger Günstlingschaft ein Vermögen von sieben Millionen Rubel hinterliess, so wusste man doch, dass er sich nicht zu bereichern gesucht hatte, dass ihn die Kaiserin vielmehr aus eigenem Antriebe mit ihrer Grossmut förmlich überschüttete.

Er hatte ihr denn auch testamentarisch alles überlassen, doch sie schenkte das Vermögen seiner Schwester und behielt nur die Lehrbücher ihres Geliebten zur Erinnerung für sich.



Kapitel XIII.



Das Ende der Trauer.

Die Zeit, die alle Wunden heilt, brachte auch Katharinas Schmerz Linderung, und nachdem sie fünf Monate um ihren heissgeliebten Günstling getrauert hatte, fing sie an, in ihrem Herzen eine Leere zu fühlen, die ihr unerträglich war und die auszufüllen, ihre Gesundheit erforderte.

Potemkin, den sie nach wie vor für ihren ergebensten, treuesten Freund hielt, bestärkte sie in ihrem Verlangen und zeigte sich eifrigst bemüht, für Lanskoï Ersatz zu schaffen.

Er musterte die schmucke Reihe der Garde-Offiziere und richtete sein Augenmerk auf zwei derselben, die ihm für seine Zwecke am geeignetsten erschienen. Es waren dies Peter Yermoloff und Alexander Momanoff.

Nachdem er sich mit Katharina diesbezüglich besprochen hatte, sandte er

beide an einem und demselben Tage in einer ganz nebensächlichen Angelegenheit zu ihr, damit sie sie beide in der Nähe sehe und sich entscheide, welcher ihr mehr zusage.

Ihre Wahl fiel nach kurzer Musterung auf Yermoloff.

Potemkin ernannte ihn nun sofort zu seinem Adjutanten, als welcher er Zutritt bei der Kaiserin hatte, welche ihm nach vier Wochen den Obristenrang verlieh und ihn gleichzeitig zu ihrem Flügeladjutanten erhob, eine Stellung, die gleichbedeutend mit der des erklärten Günstlings war.

Yermoloff bezog nun dieselben Gemächer, die noch vor kurzem Lanskoi bewohnte, und auch er erhielt sofort 100000 Rubel zur ersten Einrichtung seiner Wohnung und 50000 Rubel zur Bezahlung seiner kleinen Schulden.

Der arme Teufel war über diese rasche Wendung seines Geschickes und über die Grossmut der Kaiserin in so hohem Grade überrascht, dass er alles für einen Traum hielt und gar nicht an die Wirklichkeit zu glauben wagte.

Vor ganz kurzem noch armer verschuldeter Leutnant, dem niemand mehr

Kredit gab, und heute Flügeladjutant und allmächtiger Günstling der Kaiserin.

Er besass nicht mehr Geist, als jeder andere Leutnant und verstand sich hauptsächlich nur auf Pferde. Darin war er aber thatsächlich ein Meister und zählte zu den besten, schneidigsten und kühnsten Reitern Petersburgs. Infolge dieser Spezialität nannte ihn auch die Fürstin Daschkow, die sich schon gelegentlich einen gewagteren Scherz erlauben durfte, den »reitenden Amor«, welcher Name an ihm denn auch fortan haften blieb.

Vermoloff, der bisher nur die Wachtstube und den Spieltisch kannte, verstand es zu seinem Unglücke nicht, seine Gedanken für sich zu behalten und zu bedenken, dass man sich bei Hofe vor einem Mächtigeren zu ducken habe, und so kam es, dass er sich schon in ganz kurzer Zeit Potemkins Missfallen zuzog. Und das kam so.

Potemkin sah eines Tages auf der Strasse ein schönes Weib, dass er, da es schon dunkel war und niemand sich in der Nähe zeigte, kurzerhand von seinen Dienern in den Schlitten heben liess und es nach seinem Palais führte.

Es wäre alles ganz glatt abgelaufen, wenn nicht das Mädchen zufälligerweise Yermoloffs frühere Geliebte gewesen wäre, die er auch jetzt noch hie und da heimlich besuchte.

Als Yermoloff davon erfuhr, trug er sich vierundzwanzig Stunden lang mit dem Gedanken, seinen Beleidiger zu erschiessen. Schliesslich war er klug genug, sich zu sagen, dass ihn dann nicht einmal die Kaiserin würde schützen können — aber er war nicht klug genug, davon überhaupt zu schweigen, sondern erklärte ziemlich offen, dass er Potemkin hasse und dass er nur auf den günstigen Moment warte, ihm eins auszuwischen.

Die unbedachte Drohung war noch kaum ausgestossen, als sie schon dem Fürsten von seinen Horchern brühwarm hinterbracht wurde, und er war nicht der Mann des Hinausschiebens.

Aufgebracht über die Unverschämtheit seines ehemaligen Schützlings, begab er sich sofort zur Kaiserin und sagte ohne alle Umschweife:

»Ich komme, Eure Majestät zu bitten, entweder Yermoloff oder mich fortzujagen.«

»Und warum?!« — fragte die Kaiserin ganz erschrocken.

»Weil sich der junge Bursche von mir in einem Tone zu reden erlaubte, der unbedingte Züchtigung verdient.«

»Wenn es so ist, so soll sie ihm werden, Fürst.«

»Aber bald, bald« — drängte Potemkin verbissen — »denn so lange Sie ihn beibehalten, wird mich keine Macht der Erde bewegen, die Schwelle Ihres Palastes zu überschreiten. Sie haben also zwischen mir und ihm zu wählen.«

»Gönnen Sie mir drei Tage Bedenkzeit« — bat Katharina.

»Nicht drei Stunden!«

»Sie vergessen, mit wem Sie sprechen!«

»Keineswegs. Ich spreche mit der Kaiserin Katharina, die es nicht dulden wird und nicht dulden kann, dass ein junger Naseweis den ältesten und treubewährtesten Diener, Freund und Ratgeber Ihrer Majestät ungestraft beschimpfen darf.«

Katharina wusste sich nicht zu helfen. Potemkin war ihr unentbehrlich, aber

auch Vermoloff konnte sie nicht so leichten Herzens aufgeben.

»Er soll ja bestraft werden — ich verspreche es Ihnen — aber . . .«

»Aber wann, Majestät?« — drängte Potemkin mit ungestümer Heftigkeit.

»Nun denn, morgen.«

»So lange darf ich nicht warten. Was geschehen muss, geschehe bald — ich bin kein Freund vom Zaudern!«

Katharina sah ein, dass sie ihren Günstling nicht erhalten konnte, wenn ihr nicht der unentbehrliche Ratgeber ihrer Krone verloren gehen sollte, und deshalb sagte sie mit schwerem Seufzer:

»Ich gebe Ihrem Drängen nach und werde den armen Jungen noch heute verabschieden.«

Ueber Potemkins Gesicht flog ein grausig triumphierendes Lächeln.

»Das Wort meiner Kaiserin ist mir heilig!« — sagte er befriedigt.

»Und es ist unverbrüchlich wie ein Eid. — Aber glauben Sie mir« — fügte sie seufzend hinzu — »Das Opfer ist grösser als Sie denken, und ich bringe es Ihnen nur deshalb, um Sie von neuem zu überzeugen, dass Ihr Name und Ihr Ruhm meinem Herzen näher

als alles andere stehen. Kehren Sie ruhig nach Hause zurück — in drei Stunden wird Yermoloff nicht mehr in Petersburg sein.

Nachdem sie der Fürst verlassen, kämpfte sie noch kurze Zeit mit sich selbst, dann setzte sie sich an ihren Arbeitstisch und schrieb — sich von Zeit zu Zeit unterbrechend und die Thränen wegwischend — nachfolgenden Brief nieder:

»Mein lieber Peter Jwanowitsch!

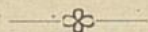
Ich bedaure es unendlich, dass ich mich aus Staatsrücksichten und wider meines Herzens Willen gezwungen sehe, dich deines Dienstes als Flügeladjutant bei mir zu entheben. Ich erteile dir gleichzeitig den wohlmeinenden und dringenden Rat, dich sofort auf Reisen zu begeben und erst dann nach Russland zurückzukehren, bis sich gewisse Umstände geändert haben, was vielleicht schon früher eintreten kann, als so mancher glaubt!

Reise mit Gott und allen Heiligen. Gedenke auch in der Ferne deiner Freundin, die an dir mütterlichen Anteil nimmt und dir gleichzeitig 100 000 Rubel als Reisegeld anweisen lässt.

.....

Mit tiefbetrübtem Herzen sagt dir
Lebewohl deine dir wohlgeneigte Kaiserin
Katharina.«

Vier Stunden nach Empfang dieses
Briefes, dessen rascheste Erfüllung ihm
noch extra angeraten worden war, hatte
Yermoloff Petersburg verlassen und Po-
temkin dem ganzen Hofstaate wieder
einmal bewiesen, dass er noch immer
der erste Mann im Reiche sei!



Kapitel XIV.

Momanoff.

Yermoloffs Nachfolger wurde Momanoff, der bei der vorhergegangenen Auswahl zurückgesetzt wurde, obgleich er der hübschere und pikantere von beiden war.

Jetzt fand sie an dem frischen Gardeleutnant plötzlich Wohlgefallen, ernannte ihn sofort zum Obrist und Flügeladjutanten, und im Nu war er der erklärte Günstling.

Durch sein einnehmendes Wesen und durch seine Klugheit verstand er es, Katharina immer mehr zu gewinnen, und so stieg er rascher als alle seine Vorgänger auf der vielsprossigen Leiter kaiserlicher Gunst hinan.

Im September 1785 war er schon Generalmajor, und im Oktober schickte ihm der König Stanislaus Poniatowsky von Polen seinen höchsten Orden, um

durch diese Ehrung seine alte Liebe zu erfreuen. Gleichzeitig schmückte ihn auch Katharina mit ihrem Annen-Orden mit Brillanten, die allein einen Wert von 100 000 Silberrubeln repräsentierten, und schon sechs Monate später überreichte sie ihm das Alexander-Newsky-Kreuz mit Diamanten gefasst, die den Wert dieser Auszeichnung abermals um 100 000 Silberrubel erhöhten.

Was ihr an Jugend abging, ersetzte sie durch eine zügellose Grossmut, die sie jeden Tag eine neue Ueberraschung ersinnen liess.

Als er eines Abends von der Jagd zurückkehrte, fand er die ganze Reihe seiner Gemächer mit solcher Pracht neuhergerichtet, dass er völlig geblendet war. Die Wände hatten sich mit den kostbarsten Gobelins und die Fussböden mit den reichsten Teppichen geschmückt. Neue Wandspiegel, neue Uhren, neue Armleuchter und neue Gueridons waren wie durch Zauberhand an die Stelle der alten getreten — und das alles war das Werk eines kurzen Herbsttages gewesen!

Das prachtvollste Stück war aber ein nach Grahams Methode eingerichtetes mit Brocat, Gold und Edelsteinen geziertes Himmelbett!

Die Kissen und Decken dieses Bettes atmeten die feinsten Wohlgerüche aus und zu Kopf und zu Füßen erhoben sich je zwei der herrlichsten Marmorstatuen. Zu Seiten der Mahagonistufen, welche zu diesem Bette hinauf führten, prangten in goldenen Vasen die seltensten Blumen, und wenn man sich in dieses Wunderbett hineinlegte, erklang eine liebliche Musik.

Katharina kostete dieser artige Scherz 22 000 Rubel.

Doch bald stiegen bei ihr Bedenken wegen seiner Treue auf, mit denen sie nicht zurückhielt.

Er beruhigte sie.

»Ich war dir nie untreu und werde es dir auch nie sein!« — schwor er sich.

»Und wenn du nicht imstande bist, deinen Schwur zu halten?«

»Dann zermalme mich und jene, die ich hinter deinem Rücken zu lieben wage.«

»Ich halte dich beim Wort, Alexander, denn wisse, so glühend ich liebe, so heiss kann auch meine Rache sein« — flüsterte ihm Katharina aufgeregt zu, und wie um ihn zu warnen, fragte sie

— »Interessierst du dich nicht für die Prinzessin Elisabeth Tscherbatoff?«

»Ich unterhalte mich mit ihr lieber als mit den anderen Hofdamen, da sie heiterer und geistreicher ist« — entgegenete er vollkommen gleichgiltig.

Diese Ruhe besänftigte ihren Argwohn, und ihn in die Arme schliessend, bat sie ihn, ihr ihre garstigen Eifersuchtsanfalle zu verzeihen.

Am nächsten Abend zog sie ihn, die Fürstin Daschkow und die Prinzessin Tscherbatoff zu ihrer Whistpartie hinzu, und an demselben Abend führte sie an ihrem verschwenderischen Hofe zum erstenmale die Sitte ein, mit grossen, ungefassten Diamanten zu pointieren.

Diese steinernen Marken lagen in kleinen goldnen Kästchen und wurden mit eben solchen Löffelchen an die glücklichen Gewinner verteilt, die zum Schlusse des Spieles die »Marken« behalten durften.

Die Kaiserin verlor mit Absicht, und so gewann Momanoff am ersten Abend dreissigtausend und die beiden Damen je zehntausend Rubel.

Trotz dieser Zuwendungen war er unersättlich, und obgleich Katharina



Katharina, Fürstin Daschkow, Prinzessin
Tscherbatoff und Momanoff beim Whist.

dies doch ganz bestimmt sehen musste und sich denken konnte, dass seine Liebe für ihn nur ein Geschäft sei, stieg er doch immer mehr in ihrer Gunst und erreichte den Gipfel seiner Macht.

Um diese Zeit war er deutscher Reichsgraf, russischer Generalleutnant, wirklicher Kammerherr, Chef verschiedener Regimenter, Ritter der allerhöchsten in- und ausländischen Orden, Eigentümer von Dubrovica und noch vielen anderen Gütern.

Ueber die Summen, welche Momanoff von der Kaiserin erhielt, lässt sich nur eine ungefähre Aufstellung machen, die absolut nicht im entferntesten an die Wirklichkeit heranreicht.

Bei Antritt seiner Günstlingschaft bekam er das übliche Einrichtungs-geschenk von 100000 Rubeln.

Als erster General-Adjutant bezog er ein Gehalt von 180000 Rubeln, ungerechnet der Besoldung seiner anderen, höchst einträglichen Aemter.

An jedem Geburtstage und an jedem Namenstage überschickte ihm seine kaiserliche Freundin je 100000 Rubel, und so ging es ins Blitzblaue weiter.

Im November 1788 berechneten Persönlichkeiten, die die Verhältnisse genau kannten, dass er innerhalb dreier Monate über eine halbe Million Rubel geschenkt erhalten habe!

Aber Momanoffs Habgier kannte keine Grenzen, und nicht zufrieden mit den reichen Gaben, die er aus ihren Händen erhielt, betrog er sie noch um unermessliche Summen.

Ein Vertrauensmann erzählt darüber:

Je älter die Kaiserin wurde, desto leidenschaftlicher wurde sie, und desto schwächer ward sie auch ihren Liebhabern gegenüber. Sowohl dem Fürsten Potemkin, als auch dem Grafen Momanoff gab sie die fast unglaubliche Erlaubnis, Anweisungen auf ihre Privatschatulle auszustellen, wovon die beiden auch solch ausgiebigen Gebrauch machten, dass sich die kaiserliche Schatulle allein dadurch eine Schuldenlast von fünf Millionen Rubel aufbürdete.

Die Minister versuchten dem vergebens Einhalt zu thun, und da sie sich an Potemkin nicht heranwagten, so beschlossen sie, die Kaiserin darüber aufzuklären, dass sie ihr Leibkalmük mit der Prinzessin Tscherbatoff hintergehe.

Im ersten Augenblicke raste Katharina, aber schon im nächsten siegte bei ihr die Ueberlegung und sie sagte sich, dass es klüger sei, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, als sich durch einen unüberlegten Racheakt vor ganz Europa, das über sie nur lachen würde, zu blamieren.

Sie befahl also Momanoff, die Prinzessin binnen acht Tagen zu heiraten, liess ihnen am Verlobungstage zwei Ringe im Werte von 20 000 Rubeln überreichen, aber auch gleichzeitig den Befehl, Petersburg sofort zu verlassen und bis auf Weiteres in Moskau zu bleiben.



Kapitel XV.



Momanoffs Flitterwochen
werden grausam unterbrochen.

Ihrem Schöpfer dankend, dass sich ihnen die Kaiserin so gnädig erwiesen und den Verrat, der sie doch aufs tiefste verletzt haben musste, verziehen hatte, verlebte das junge Paar seine Flitterwochen in Moskau.

Momanoff, dessen Weibchen ein Schatzkästlein der sinnbethörendsten Reize war, liebte dasselbe mit einer Hingebung, deren man diesen kalten Rechner garnicht für fähig gehalten hätte, und Elisabeth hing an ihm mit derselben Glut.

Sie schienen wie für einander geschaffen, ihre Herzen erfüllte einträchtigste Harmonie.

Und so hätte ihr Leben in ungestörter Ruhe dahinfließen können, wenn

nicht die Gräfin eines Tages die heikle Frage an ihn gerichtet hätte, ob er nicht dann und wann an jene Zeit zurückdenke, da er noch der von aller Welt beneidete Günstling der Kaiserin gewesen sei.

Momanoffs Gesicht verfinsterte sich bei dieser Erinnerung, und nicht bedenkend, dass die Wände Ohren haben und dass kein Mensch vor Verrat sicher sei, entgegnete er mehr aufrichtig als klug:

»Daran denke ich nur mit dem grössten Widerwillen zurück; denn nichts Qualvolleres kann es geben, als lieben zu müssen.«

»Und warum liebtest du sie nicht?«
— fragte seine Frau ganz naiv.

»Weil sie in ihrer Liebe unersättlich, weil sie kein züchtig masshaltendes Weib, sondern ein Vampyr war. Solch eine Messalina lieben zu müssen, ist härter als Galeerenstrafe, peiniger als Tortur und fürchterlicher als alle Schrecknisse der Hölle. Ich bitte dich, reden wir nie wieder davon, sprich mir nie mehr von diesem Weibe, denn die Erinnerung macht mich wütend. Sie ist ein kalter, herzloser Dämon!«

Die junge Frau grämte sich, diese Wunde berührt zu haben, und sich zärtlich an ihn schmiegend, schmeichelte sie:

»Vergiss in meinen Armen die abscheuliche Vergangenheit und denke jetzt nicht mehr an diese Knechtschaft zurück.«

Im süßen Getändel verstand sie es, ihm die letzten Wolken von der Stirne zu verscheuchen.

Katharina, die ihn zu vergessen suchte, wurde mittlerweile in der gemeinsten Weise an ihn erinnert, und zwar wurde ihr das zwischen ihm und seiner Frau geführte Gespräch in noch gehässigerer Form in einem anonymen Schreiben mitgeteilt, wobei bemerkt wurde, dass der Graf dies in einer grossen Gesellschaft von Damen und Herren geäussert und die Gräfin sich über ihre ehemalige Nebenbuhlerin in schonungsloser Weise lustig gemacht haben sollte.

Die Kaiserin forschte in ihrer blinden Wut nicht erst nach der geheimnisvollen Quelle dieser Botschaft, hegte an derselben auch nicht den geringsten Zweifel und beschloss, ein blutiges Exempel zu statuieren und die Elenden, die ihre

Milde so lohnten, für ewige Zeiten zu brandmarken.

Ohne zu ahnen, welch Unheil ihnen drohte, legte sich das junge Ehepaar acht Tage später zu Bett, als an ihrer Thüre heftig gepocht und im Namen der Kaiserin Einlass begehrt wurde.

Der Graf verlangte nur so viel Zeit, dass sich seine Frau notdürftig ankleide, doch in demselben Augenblicke wurde auch schon die Thüre durch einen gewaltigen Fusstritt aufgestossen, und herein trat der Chef der geheimen Polizei mit sechs als Weiber verkleideten Polizeibütteln, die sich sofort des Grafen bemächtigten und ihn trotz der heftigsten Gegenwehr an Händen und Füßen fesselten.

Hierauf rissen sie — wie der Polizeichef hervorhob, auf speziellen Befehl der Kaiserin — der zitternden und vor Scham fast vergehenden Gräfin das Hemd vom Leibe und züchtigten sie, im Angesicht ihres vor Wut laut brüllenden Mannes, so lange mit Rutenhieben, bis ihr das Blut über die blendend weisse Haut ihres barbarisch misshandelten Körpers herablief. Sie krümmte sich wie ein Wurm unter den Hieben der erbarmungslosen Schergen, denen ihr

Chef erst bei dem fünfzigsten Streiche Einhalt gebot.

Dann gab er ihnen Zeit, frische Kräfte zu sammeln, liess sie neue Ruten zur Hand nehmen, und nun bekam der Graf hundert wohlapplizierte Hiebe, von denen auch nicht einer vorbeiging.

Als diese schmachvolle, grausam rohe Prozedur vollendet war, verbeugte sich der Polizeichef vor den fast Besinnungslosen und sagte:

»So straft unsere erhabene Kaiserin eine zum erstenmale begangene Indiskretion! Zum zweitenmale werden solche Verbrecher ohne weiteres in die Bergwerke verschickt. So lautet der Auftrag Ihrer Majestät, und nachdem ich mich dessen pflichtschuldigst entledigt habe, erübrigt mir nur noch, den Herrn Grafen und die Frau Gräfin ob der unliebsamen Störung um Entschuldigung zu bitten und erquickenden Schlaf zu wünschen!«

Nachdem er sich mit seinen Schergen entfernt hatte, verfiel die Gräfin in eine tiefe Ohnmacht und Momanoff in einen stundenlangen Starrkrampf, woraus sie erst durch die rastlosen Bemühungen der Dienerschaft, die dem Schauspiele voller Entsetzen zugeschaut hatte, ins Leben zurückgerufen wurden.

Ueber einen Monat lagen beide schwer krank darnieder, und erst nach einem weiteren Monate konnten sie daran denken, Russland zu verlassen.

Momanoff schwor, sich an seiner einstigen Geliebten dadurch zu rächen, dass er sie dem Auslande in ihrer wahren Gestalt zeigte.

Sein Weg führte ihn zuerst nach Wien, wo er von dem Fürsten Kaunitz empfangen wurde, der so that, als ob er von dem eigentümlichen Schicksale des abgesetzten Günstlings nichts erfahren hätte und sich angelegentlich nach dem Befinden der Kaiserin erkundigte.

»So viel ich weiss« — entgegnete Momanoff boshaft — »grünt bei ihr die Liebe von neuem.«

»Sie haben sich also von ihren immerblühenden, niemals verwelkenden Reizen losgerissen?«

»Es ist mir nicht allzu schwer gefallen, Durchlaucht.«

»Und wie heisst Ihr Nachfolger in der kaiserlichen Gunst?«

»Plato Zuboff.«

»Plato, Plato« — wiederholte der Fürst schmunzelnd — »ei, sieh mal einer, wer hätte es gedacht, dass Russ-

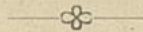
lands »Agrippina« noch im Spätherbst ihres Lebens einen Plato lieben werde oder richtiger gesagt, einer »platonischen« Liebe fähig sei?! — Wie alt ist denn dieser Plato und was treibt er?»

»Er steht an der Grenze der dreissiger und ist vorläufig noch Leutnant bei der kaiserlichen Leibgarde. Aber ich wette, dass er trotz Potemkins Eifersüchteleien, ebenso schnell oder vielleicht noch schneller als alle seine elf Vorgänger von Stufe zu Stufe emporsteigen wird. Ihre liebevolle Majestät ist derart in ihn vergafft, dass er keinen Nebenbuhler, der sich auch kaum mehr finden dürfte, zu fürchten braucht und thatsächlich vereinigt er ja auch in sich alle hervorragenden Eigenschaften ihrer früheren Günstlinge: die Schwärmerei Soltikow's, die Schmiege- und Biagsamkeit Poniatowski's, die Stärke Orloff's, die Uneigennützigkeit des bescheidenen und genügsamen Wassiltschikow, die Ausdauer Potemkin's, die Treue Zavadowki's, die Kühnheit des Serben Zoric, die Frechheit Korsakoffs, die Anhänglichkeit Lanskoi's, den Leichtsinns Vermoloff's und die Bescheidenheit« — schloss er — »meiner eigenen Person.«

Der Fürst, der dem anmassenden Parvenue bisher geduldig zugehört hatte und sich nur überzeugen wollte, wie weit dessen Frechheit ging, nickte bedächtig, dann ihm fest in die Augen schauend, sagte er mit unverhohlenem Spott:

»Aus der langen Liste Ihrer Vorgänger, deren Eigenschaften Sie so gut kennen, hätten Sie doch ersehen können, dass die Kaiserin kein Verständnis für — Bescheidenheit hat; mir thut es wirklich leid, dass Sie das erst am eigenen Leibe erfahren mussten.«

Momanoff biss sich auf die Lippen, zog sich eilends zurück und wich nach dieser heilsamen Lehre, die ihm gezeigt hatte, dass er doch nur Spott fand, jedwedem Gespräche über die Kaiserin aus.



Kapitel XVI.



Bozena sinnt Rache.

Während Katharina nun wieder in vollen Zügen den Becher der Liebe leerte, verzehrte sich Bozena in ungestilltem Verlangen nach Rache an demjenigen, der ihre Jugend vergiftet und sie für ihr ganzes Leben unglücklich gemacht hatte.

Tage und Nächte, Monde und Jahre trug sie sich nur einzig und allein mit dem Gedanken, Potemkin zu vernichten, und da sie immer mehr einsah, dass ihr Einfluss und die ihr zu Gebote stehenden Mittel doch zu gering waren, um an den allmächtigen und skrupellosen Beherrscher der Kaiserin und Russlands heranzulangen, so reifte in ihr der unumstössliche Entschluss, erst ihn und dann sich selbst zu töten.

Mit Selbstmordgedanken trug sie sich schon lange — schon seit der

Zeit, da sie freiwillig auf Lanskois Liebe verzichtet hatte. Damals wusste sie sich ein geheimes Gift zu verschaffen, und wie sie dann doch davon abstand, so geschah es nur deshalb, weil sie wusste, dass die Kaiserin höchst wahrscheinlich den wahren Grund erraten und sich an ihrem Günstling rächen würde.

Dies Gift, das sie wie einen Schatz verborgen hielt und ohne welches sie nie ausging, sollte nun seine Schuldigkeit thun.

Zwar wusste sie noch nicht, wie sie ihren Plan ausführen sollte, aber gerade weil sich demselben so viele, schier unüberwindbare Schwierigkeiten in den Weg stellten, beschäftigte er sie immer intensiver und erfüllte ihr ganzes Sinnen und Trachten.

Gerade zu der Zeit, da in Bozena die Erinnerung an die ihr widerfahrene Schmach mit erneuter Heftigkeit raste, stand Fürst Potemkin im Felde gegen die Türken und war dadurch ihrem Arm völlig unerreichbar.

Sie zermarterte ihr Gehirn wie sie wenigstens in seine Nähe gelangen könnte, ohne seinen Argwohn zu erwecken

und dadurch seine Wachsamkeit zu verschärfen; denn dass er es fühlte, dass ihm von ihr Gefahr drohe und dass er sich von ihr nichts Gutem zu versehen habe, hatte sie unzählige Male in seinen sie scharf beobachtenden Blicken bemerkt.

Nach einer qualvollen Nacht, in der sie kein Auge geschlossen und sich mit grausamer Selbstpeinigung all die Erniedrigungen, die er ihr zugefügt, ins Gedächtnis gerufen hatte, wusste sie endlich, wie sie auf die unauffälligste Weise in die Nähe des Kriegsschauplatzes und somit in seine Nähe gelangen konnte.

Damit war allerdings noch nicht viel erreicht, aber immerhin war die Möglichkeit eines Zusammentreffens gegeben, und das Weitere überliess sie vorläufig ihrem guten Stern und ihrer — Schlaueit.

Um vieles ruhiger stand sie am Morgen auf und bat die Kaiserin um eine vertrauliche Unterredung, in der sie ihr mit stockenden Worten die Bitte vortrug, sie ziehen zu lassen.

Katharina glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen und geriet ganz ausser sich.

»Ja, was soll denn das bedeuten« — rief sie ungehalten — »ist das der Dank für all meine Güte! Hast du je ein böses Wort von mir zu hören bekommen, habe ich dir nicht stets die grösste Liebe und das höchste Vertrauen entgegengebracht — welche meiner Hofdamen ist mir näher gestanden als du, der ich nie die Kaiserin, sondern immer die mütterliche Freundin zeigte?!«

Bozena konnte die Thränen nicht unterdrücken, und schluchzend gab sie zu, in ihr stets die gütigste Herrin gefunden zu haben.

»Und dennoch willst du mich verlassen?« — fragte Katharina in fassungslosem Staunen.

»Ich — muss.«

»Du musst?! Ja, warum musst du denn?!«

Bozena fühlte, dass von diesem Moment alles abhing, und auf die Gefahr hin, ihre grossmütige Wohlthäterin, die wirklich wie eine Mutter an ihr gehandelt und ihr nur unbewusst durch ihre Liebe zu Lanskoi einen Schmerz angethan hatte, zu verletzen, trug sie ihr die zu diesem Zwecke ersonnene Fabel vor.

»Wenn ich Eurer Majestät gestehe, dass mich Ihre Huld erdrückt und dass ich dieselbe geradezu als eine Pein empfinde« — begann sie zagend — »so bitte ich um gnädigste Verzeihung und mich deshalb nicht undankbar zu schelten. Aber die Sünden meiner Jugend drücken mich immer mehr und ich halte mich nicht würdig eines Vertrauens und einer Güte, die einem verworfenen Geschöpfe wie mir nicht gebühren«

»Du bist wahnsinnig, du weißt ja garnicht, was du sprichst« — fiel ihr die Kaiserin ganz ratlos ins Wort.

»Mag sein, dass es eine Andere nicht so tragisch nehmen würde« — gab Bozena zu — »ich aber kann unter diesem Zwiespalt nicht weiter leben — ich würde darunter zusammenbrechen, und deshalb bitte ich Eure Majestät um die Gnade, mich ins Kloster gehen zu lassen, an den einzigen Ort, wo ich das Gleichgewicht meiner Seele wiederfinden kann.«

Die Kaiserin war sprachlos, und mit verschränkten Armen auf- und abgehend, überlegte sie, was da zu thun sei.

Endlich blieb sie vor Bozena stehen und sagte:

»Ich habe nicht das Recht, dich davon abzuhalten, und muss deine Gefühle, obgleich ich sie nicht begreife, respektieren; aber eines bitte ich mir aus, dass du vor zwei Jahren nicht das Gelübde ablegen darfst, damit dir die Rückkehr in die Welt, in die du ja doch zurück verlangen wirst, nicht abgeschnitten ist.«

Bozena dankte ihr kniefällig für diesen erneuten Beweis ihrer fürsorglichen Güte.

»Und in welches Kloster willst du dich vergraben?« — fragte die Kaiserin.

Mit zu Boden gesenktem Blicke, da sie fürchtete, dass man ihr ihre Absicht an den Augen ablesen könnte, erklärte Bozena:

»Ich will mich keineswegs vergraben und in unnützem Beten und Lamentieren nicht wieder Gutzumachendes beklagen, sondern ich will in einen Orden eintreten, dessen Schwestern ihre Barmherzigkeit in den Dienst unserer verwundeten Krieger stellen.«

»Dazu gebe dir Gott seinen Segen« — murmelte die Kaiserin ergriffen, und die noch immer vor ihr Knieende zu sich erhebend und sie in ihre Arme schliessend, sagte sie — »da ich dich

.....

also nicht halten kann, so will ich dir eine Empfehlung an die Priorin des Klosters in Jassy geben, dort, im Hauptquartiere meiner Armee, wirst du dich reichlich bethätigen können!«

Als Bozena hörte, dass sie ins Hauptquartier, also in unmittelbare Nähe ihres Feindes kommen sollte, hätte sie vor wilder Freude beinahe laut aufgejauchzt, und schon am nächsten Morgen reiste sie nach der Moldau ab.



Kapitel XVII.

In Jassy.

Potemkin befand sich eben in Gesellschaft seines Leibarztes, als er die Nachricht erhielt, dass Katharina ihren Günstling in den Fürstenstand erhoben und ihn zum General der Artillerie ernannt habe.

Er brach in ein krampfhaftes, unheimliches Lachen aus, und seinen Vertrauten derb auf die Schulter schlagend, rief er:

»Das ist der höhere Wahnsinn, das darf ich nicht dulden! Oder hast du es schon je gehört, dass man einen Menschen, der noch bis vor wenigen Monaten ein elender Leutnant gewesen ist, zum General der Artillerie ernennt?! Dieses alte Frauenzimmer macht sich und Russland zum Gespött für die ganze Welt!«

»Europa ist daran schon gewöhnt«
— warf Doktor Bauerhahn boshaft ein.

»Aber nie ist es so schnell gegangen«
— fiel ihm Potemkin wütend ins Wort
— »und daraus schliesse ich, dass dieser
Plato Zuboff ein ganz gefährlicher In-
triguant ist, der noch höher hinaus will.
Er hat aber die Rechnung ohne den
Wirt gemacht, und deshalb werden wir
dieses gefährliche Reptil beizeiten un-
schädlich machen — du verstehst mich
doch, mein guter Kikeriki?«

»Vollkommen, mein teurer Herr und
Gebietet, aber da er in Petersburg ist
und wir in Jassy sind, so . . .«

»So wirst du eben dahinreisen und
noch einmal die Wunderkraft deines
Nikotins versuchen. Nach deiner Rück-
kehr erwartet dich eine fürstliche Be-
lohnung.«

»In einer Stunde reise ich« — er-
klärte sich Bauerhahn ohne weiteres
Besinnen einverstanden.

»Und in längstens sechs Wochen . . .«

»Lebt er oder ich nicht mehr« —
verschwor sich der Doktor.

»Abgemacht! Hier hast du zwei-
tausend Rubel Handgeld und reise mit
Gott und meinem Schutzpatron.«

Eine Stunde später sass Bauerhahn im Wagen, aber die äusserst beschwerliche Reise auf den unwegsamen Landstrassen und bei einer Hitze von dreissig Grad Réaumur bekam dem alten Herrn so schlecht, dass er dieselbe schon am zweiten Tage unterbrechen musste. Infolge des verseuchten Wassers stellten sich auch noch typhöse Erscheinungen ein, und am 24. August starb er nach qualvollen Schmerzen in einem elenden Dorfe.

Sein Versprechen, dass entweder er oder Zuboff sterben müsse, hatte er somit noch vor der festgesetzten Zeit von sechs Wochen erfüllt.

An demselben Tage sah Potemkin Bozena im Gewande der barmherzigen Schwestern, und sie erschien ihm in diesem liebenswerter als je. Der unter der Asche fortglimmende Funken seiner ihm selbst unerklärlichen Liebeswut entflammte von neuem, und nicht imstande, sich zu bezähmen, schwor er sich, sie um jeden Preis der Welt wieder besitzen zu müssen.

Da er sich ihr, die das Kloster nie allein verliess, nicht nähern konnte und auch befürchtete, dass sie ihn jetzt erst recht von sich stossen würde, so wählte



Potemkin sieht Bozena wieder.

er einen anderen Weg, um an sein Ziel zu gelangen.

Er liess die Priorin zu sich bescheiden und teilte ihr mit, dass er das unter ihrer Leitung stehende Kloster, das sich um die kranken und verwundeten Soldaten so verdient gemacht habe, unter seinen persönlichen Schutz zu nehmen beabsichtige und übergab ihr, um sie vollends sicher zu machen, ein vorläufiges Geschenk von fünftausend Rubeln.

»Und dann« — fuhr er fort — »will ich für Ihre Kirche ein neues Bild malen lassen. Der gerade hier weilende berühmte Maler Lampi hat mir eine büssende Magdalena zugesagt, doch fürchtet er, dass ihm wohl das Modell Schwierigkeiten bieten dürfte.«

»Oh, das würde niemand schmerzlicher bedauern, als ich und ...«

»Und gerade Sie allein sind imstande, ihm zu helfen« — fiel ihr der Fürst ins Wort.

»Wieso ich?« — verwunderte sich die Priorin.

»Unter der Zahl Ihrer frommen Schwestern sah der Künstler eine Leidensgestalt, welche sich wie keine andere zum Modell einer büssenden

Magdalena eignet. Sie soll, wie er erfuhr, Schwester Anastasia heissen und erst seit kurzem im Kloster sein.«

Die Priorin überlegte eine Weile und sagte dann:

»Da es sich um ein Heiligenbild handelt, kann ich in dem Modellstehen nichts Sündhaftes finden. Wenn sich also der Künstler entschliessen kann, sein Bild in einer der Klosterzellen zu malen, so . . .«

»Dort dürfte es vor allem an dem rechten Lichte fehlen« — wandte der Fürst ein — »vielleicht wäre es in der Sakristei möglich?«

»Gewiss.«

»Und wird sich Schwester Anastasia nicht weigern?«

»Unbesorgt, Durchlaucht, meinem Befehle folgt jede willig und gern; der Künstler kann also getrost schon morgen anklopfen« — versprach die Priorin, bedankte sich für die ausserordentliche Gnade, die ihm hundertfachen Segen bringen sollte, und ging.

»Bravo« — murmelte Potemkin mit widerlich lüsterne Schmunzeln — »die Alte ging famos in die Falle, und wenn mir Bozenas älter Trotz und Starrsinn keinen Strich durch die Rechnung

macht, dann ist sie morgen in meiner Gewalt« — und sich fröhlich die Hände reibend und sein faunisches Spiegelbild betrachtend, sagte er zu sich — »So ist's recht, der Mensch muss geniessen, so lang er lebt. Wer weiss denn, ob ich nicht in acht Tagen auf der Bahre liege!«

Am Morgen erschien vor ihm der Maler, der aber keineswegs Lampi war, sondern sein Spion, der Bozena schon einmal entführt und nach Oranienbaum gebracht hatte.

Auf Befehl des Fürsten hatte er des berühmten Malers Maske angenommen, und nachdem er die letzten Informationen empfangen und seinerseits wieder seinen Helfershelfern noch einmal seinen Plan in allen Details auseinandergesetzt hatte, läutete er am Klosterthore, wo er von der Schwester Pförtnerin empfangen und sofort nach der Sakristei geleitet wurde.

Kaum allein, sprang er rasch zu der von der Sakristei ins Freie führenden Thüre und schloss diese geräuschlos auf.

Gleich darauf erschien Bozena in Begleitung der Schwester Onesima und wurde von dem Maler auf das ehrfurchtsvollste begrüsst.

»Wenn es Ihnen gefällig ist, Ihre Arbeit zu beginnen« — sagte sie schlicht — »so bitte ich mir zu sagen, welche Stellung ich einnehmen soll.«

»Eine knieende, wenn ich bitten darf — ungefähr so« — entgegnete der Pseudomaler und kniete, ihr es genau vormachend, mit dem Rücken der Strassenthüre zugewandt, nieder. Dann faltete er die Hände zum Gebet und wandte den Blick mit tiefer Andacht dem Himmel zu.

»Ich denke, dass ich es treffen werde« — sagte Bozena und nahm die ihr vorgeschriebene Stellung ein.

»Ich würde allerdings noch wünschen, den Kopf meiner betenden Sünderin mit einem Epheukranze zu schmücken« — sprach der Maler erläuternd weiter — »und während ich die ersten Umrisse auf die Leinwand bringe, hat vielleicht Schwester Onesima die Güte, die notwendigen Blumen aus dem Klostergarten zu besorgen.«

Diese neigte zustimmend ihr Haupt und ging völlig arglos hinaus.

Mit dem Opfer seiner List allein, pinselte der »Maler« ein paar fratzenhafte Züge hin, dann einen ausbrechenden

Schnupfen markierend, fing er ganz überlaut zu niesen an.

Auf dies verabredete Zeichen stürzten drei Kerle zur Thüre herein, und ehe noch Bozena eine Ahnung hatte, was eigentlich vorging, hatte ihr schon einer einen grossen, dichten Shawl über den Kopf geworfen, der sie am Sehen und Schreien völlig verhinderte. Gleichzeitig hoben sie die zwei andern in die Höhe, schleppten sie in den bereitstehenden geschlossenen Wagen, dessen Pferde zum wildesten Galopp angetrieben wurden, und eine halbe Stunde später stand Bozena, über deren Gesicht einen Augenblick ein triumphierendes Lächeln huschte, vor demjenigen, den sie am meisten hasste.



Kapitel XVIII.

Potemkins Glück und Ende.

Mit grausamer Wollust betrachtete Potemkin sein Opfer, und auf seinem Gesichte war deutlich zu lesen, dass sie auf kein Erbarmen zu rechnen habe, dass er fest entschlossen war, sie zu töten, wenn sie seinen Willen nicht erfüllte.

Und obgleich sie das wusste, wollte sie ihm doch bis zum letzten Augenblicke Widerstand bieten, um ja nicht in ihrem Hasse wankend zu werden, der heute, nach jahrelangem Dürsten danach, endlich gestillt werden sollte.

»Du bist nun in meiner Gewalt« — begann Potemkin triumphierend — »und wirst wohl wissen, dass es trotzdem in deiner Macht liegt, meinen Zorn zu entwaffnen und mich deinen jahrelangen heimlichen Hass und deine versteckte

Missachtung vergessen zu machen. Wenn du also nachgiebig und nicht so verdammt trotzig und verstockt wie bisher sein willst, dann sei dir verziehen.«

Mit verschränkten Armen und verächtlich stolzer Miene setzte sie seiner Anrede tiefes Schweigen entgegen.

In seinem Mannesstolze aufs höchste verletzt, biss er sich die Lippen blutig.

»Du willst mir keine Antwort geben?« — fragte er drohend — »Ueberlege dir das gründlich und bedenke, dass du gegenwärtig dem Schutze deiner Patronin weit entrückt bist. Ich habe mehr als je das Mittel in der Hand, deinen wahnwitzigen Trotz zu brechen und deinen elenden Stolz zu beugen. Vor allem verlange ich jetzt, dass du mir antwortest — also, willst du gutwillig mein sein oder nicht?!«

Als sie auch jetzt noch stumm blieb, sprang er wütend auf, und an der Glockenschnur reissend, drohte er:

»Ich werde dir die Zunge schon lösen!«

»Was habt Ihr mit mir vor?« — fragte sie, nun doch zitternd.

»Dass sollst du gleich sehen« — und nachdem er dem hereintretenden Diener, der sich gleich darauf entfernte,

einen Befehl erteilt hatte, wandte er sich wieder an sein Opfer — »Willst du also durchaus nicht vernünftig mit dir reden lassen?!«

»Ich habe nichts mit Euch zu reden!« — erwiderte sie nun mit dem ganzen Stolze des gekränkten Weibes — »Alles, was ich Euch allenfalls zu sagen hätte, liesse sich in wenige Worte zusammendrängen.«

»Und wie lauten diese?«

»Dass ich Euch hasse!« — stiess sie mit tiefem Abscheu heraus.

»Du hassest mich? und warum?«

»Das wagt Ihr noch zu fragen?! Nun gut, ich will es Euch sagen: Ich hasse und verabscheue Euch, weil Ihr mich in meiner hilflosen Jugend zu einem Spielballe Eurer sinnlichen Ausschweifungen, zu einem willenlosen Tiere herabgewürdigt und mein weibliches Schamgefühl so tief gedemütigt habt, dass die Erinnerung an jene Tage noch heute, nach zwanzig Jahren, jede Faser, jeden Nerv meines Lebens mit bodenlosem Ekel und Abscheu und mit Hass und Verachtung gegen den gewissenlosen Mörder meiner Jugend erfüllt!«

Eben als ihm Bozena ihre grenzenlose Geringschätzung ins Gesicht geschleudert hatte, betraten vier Diener das Zimmer, deren einer seinem Herrn einen Tschibuk hinreichte, den dieser in aller Gemütsruhe anzündete, während sich die anderen drei mit Gegenständen, die sie noch unter Tüchern verborgen hielten, beschäftigten.

Ihren Vorwurf vollkommen ignorierend, wandte sich Potemkin nochmals an sie:

»Zum letzten Male, du kleine, wilde Hummel, willst du Vernunft annehmen?«

»Und was wollt Ihr von mir?«

»Eine winzige Kleinigkeit, liebe mich — aber mache keine langen Umstände, meine Geduld ist erschöpft.«

»Und wenn ich Euch nun nicht folge?! — fragte sie trotzig.

Er gab den Dienern einen Wink, worauf diese zu den bereitgehaltenen Ruten griffen, und auf diese zeigend, sagte er mit grausamem Hohn:

»Dann werde ich dich so lange durchpeitschen lassen, bis du deinen Sinn geändert hast.«

Sie richtete sich stolz in die Höhe, und ihm kühn in die Augen sehend, warnte sie:

»Selbst ein Potemkin wird es sich überlegen, dies heilige Gewand, das ich trage, zu verletzen.«

Er verneigte sich spöttisch.

»Du hast recht, ich schätze dieses Gewand, und um es vor einer schnöden Entweihung zu schützen, werde ich es dir eben erst herunterziehen lassen. Also, noch einmal, willst du oder willst du nicht?!«

Der helle Angstschweiss stand ihr auf der Stirne, und selbst wenn sie es geglaubt hätte, dass er es wagen würde, sich an dem Ordenshabit zu vergreifen, so würde sie doch nicht anders gerufen haben, als:

»Lieber tot, als dir wieder angehören!«

»Und das ist dein letztes Wort?!«

»Mein letztes!«

»Dann los und entkleidet mir diese fromme Schwester« — befahl Potemkin.

»Der Erste, der sich mir naht, ist des Todes!« — drohte Bozena und zog einen Dolch aus den Falten ihres Gewandes.

Potemkin lachte laut auf.

»Glaubst du vielleicht« — höhnte er — »dass sich diese Kerle davor fürchten? Los, sage ich, entkleidet diese freche Dirne und Lügnerin, die alles, nur nicht barmherzig ist.«

Im Nu war ihr die Verteidigungswaffe entwunden, und ebenso schnell waren ihr die Kleider vom Leibe gerissen.

»Hoffst du vielleicht noch, dass es mit meiner Drohung nicht Ernst ist?« — fragte Potemkin finster.

Ihn mit einem verächtlichen, hass-erfüllten Blicke durchbohrend, schleuderte sie ihm herausfordernd zu:

»Kröne dein Werk. Zeige, ob du wirklich so bodenlos gemein bist!«

Er zuckte gleichmütig die Schultern und befahl:

»Gebt dieser Dirne vorläufig zehn Hiebe, damit sie sieht, dass ich mit mir nicht spassen lasse.«

Bozena wurde auf den Teppich niedergestreckt, und während sie zwei der Diener mit nervigen Armen festhielten und die beiden anderen, ohne einen Funken von Mitleid, schonungs-

los den mehr als grausamen Befehl ihres Herrn vollzogen schaute Potemkin, auf den Divan hingestreckt und seinen Tschibuk weiter schmauchend, mit strahlenden Augen dieser Schreckensscene zu. Und während sich seine lüsterne Phantasie an den blendend weissen Alabasterformen seines Opfers weidete, ertrug Bozena mit übernatürlicher Selbstbeherrschung die unsäglich Schmerzen der Auspeitschung, ohne auch nur durch einen einzigen Ton ihrer Pein Luft zu machen.

Nach dem zehnten Hiebe fragte er, ob sie ihm nun zu Willen sein wolle, und da sie ihn wieder nur mit einem verächtlichen Blicke mass, so sprang er wütend auf und befahl, jetzt die Zahl der Hiebe zu verdoppeln.

Beim zwölften Streiche fiel sie in schwere Ohnmacht, doch war damit seine Rache noch nicht befriedigt, denn nun befahl er seinen Schergen, ihr die Haare, ihren grössten Stolz, abzuschneiden.

Auch dies wurde schnellstens ausgeführt, dann liess er die Bewusstlose in sein Bett tragen und blieb mit ihr allein.

Als er sie so daliegen sah, verbrauchte sein Zorn, und nur die Begierde nach ihrem Besitze entstellte sein Gesicht.

Zitternd nahte er sich ihrem Lager, und sich vorsichtig über die Ohnmächtige beugend, horchte er gespannt nach dem Schlage ihres Herzens. Da sie sich nicht regte, küsste er ihre Augen, dann den halbgeöffneten Mund, doch nichts vermochte sie aus dem bleiernen Schläfe, der sie nach dieser Erregung umfangen hielt, zu erwecken.

Plötzlich erwachte aber Bozena, und die Gefahr, in der sie schwebte, sofort erkennend, packte sie mit geradezu übernatürlicher Kraft ihren elenden Verfolger an der Gurgel und schleuderte ihn mit solcher Wucht zu Boden, dass er wie zermalmt liegen blieb.

Glücklicherweise sah sie in demselben Augenblicke ihren am Boden liegenden Dolch, und diesen ergreifend, kniete sie über ihn nieder, und ihn bedrohend, flüsterte sie mit heissem Atem:

»Wenn du mir jetzt nicht bei dem Leben deiner Mutter schwörst, dass du mir nie wieder in den Weg treten wirst, so . . .«

Ihre Hand traf ein blitzschneller Schlag und der Dolch fiel klirrend zu Boden.

»Ei, du verdammte, kleine Hexe« — spottete Potemkin — »du willst wohl Vorsehung spielen. Aber siehst du, selbst wenn du zugestossen hättest, so würde ich doch nicht von dir gelassen haben. Und jetzt, seit ich dich so wild trotzig, so unerschrocken fest meinem Willen widerstehen sah, liebe ich dich ja noch mehr als bisher, ja, meine ganze Seligkeit gäbe ich für den allerkleinsten Funken von Gegenliebe hin.«

Mit der Schnelligkeit des Lichtes baute sich in Bozenas Gehirn auf Grund dieses Geständnisses ein furchtbarer Plan auf, und ihr Gesicht zu einem freundlich - verwunderten Ausdrücke zwingend, murmelte sie:

»Wie, du liebst mich? Und warum sagtest du das nicht gleich?«

»Du musstest es doch wissen.«

»Wenn ich das gewusst hätte, dann würde ich dir all die Sünden der Vergangenheit wohl leicht verziehen haben, und mit einer Bitte der Liebe hättest du bei mir mehr als mit deinen

Drohungen und Grausamkeiten erreicht. Ja, wenn du mir schwörst, mich noch immer zu lieben, so wäre es nicht unmöglich«

»Bozena« — fiel er ihr ganz sinnlos vor Verlangen ins Wort — »ich schwöre dir bei allen Teufeln der Hölle, der du entsprungen bist, dass die Glut der Leidenschaft, die du mir von neuem einflösst, so unwiderstehlich ist, dass sie keine Macht der Erde und des Himmels zu löschen vermag — nur du, nur einzig und allein du! Und eben weil ich dies fühle, kniee ich, Fürst Potemkin, vor dir nieder und gestehe dir freiwillig, dass ich ohne dich nicht länger leben kann, nicht leben mag! Alles Böse, das ich dir in deiner Jugend, dann später und erst jetzt wieder angethan habe, will ich mit einem Male gut machen, indem ich dich zu meinem ehelichen Weibe nehme!«

»Mich, die Ausgepeitschte, will Fürst Potemkin heiraten?« fragte Bozena, ein triumphierendes, grausames Lächeln nur schwer verbergend — »Und fürchtest du nicht die Kaiserin?«

»Ich lache über den Zorn der Alten.«

Bozena richtete sich auf.

»Dann höre mich! Ist es dein Ernst, mich verworfenes Geschöpf, das die Geliebte deines schlimmsten Feindes gewesen ist, zu deinem kirchlich angetrauten Weibe zu machen, dann will ich — wenn du dein Versprechen mit einem Schwure besiegelst — noch heute die deine sein.«

Vor die Heiligenbilder tretend und die Hand zum Schwur erhebend, sprach Potemkin feierlich:

»Ich schwöre dir bei dem gekreuzigten Heiland und bei der Mutter Gottes zu Kasan, dass ich dich zum Traualtar führen will, so wahr mir der Himmel alle meine Sünden grossmütig verzeihen möge!«

Sie schmiegte sich ihm in die Arme, war aber nicht imstande, ihm in die Augen zu schauen.

Als er gegen Morgen eingeschlafen war, erhob sie sich leise und holte aus ihrem Nonnenhabit eine Phiole, von deren Inhalt sie ihm mehrere Tropfen in den leicht geöffneten Mund träufelte. Dann zog sie sich rasch an und verschwand.

• Als Potemkin erwachte, wunderte er

sich, seine Braut nicht bei sich zu finden, doch legte er deren Verschwinden erst keine weitere Bedeutung bei, indess ein eigentümliches Brennen in seinen Eingeweiden und eine ihm ganz unerklärliche Schwäche liess ihn plötzlich ahnen, dass er ihrer Rache zum Opfer gefallen sei.

Wie ein verwundeter Stier brüllte er bei dieser Erkenntnis auf, und die sofort an seinem Lager zusammengerufenen Aerzte versicherten ihm vergeblich, dass sie nicht die geringsten Symptome einer Vergiftung entdecken könnten. Er hiess sie Dummköpfe und Ignoranten, als sie ihm aber rieten, seiner Schwäche wegen liegen zu bleiben, wollte er davon erst recht nichts wissen und zwang sich sogar noch, mit seiner Nichte, der Fürstin Galitzin, einen Spaziergang ins Freie zu machen.

Plötzlich wurde ihm schlechter und schlechter, und auf offener Landstrasse bei einem Baume niederstürzend, verschied der mächtigste Mann Russlands am 15. Oktober 1791 wie ein Landstreicher unter den fürchterlichsten Schmerzen.

Die Kunde verbreitete sich mit Windeseile, und während in den Strassen Jassys die Neugierigen die Köpfe zusammensteckten, sich die sonderbarsten Gerüchte erzählten und dem Andenken des von allen Gefürchteten fluchten, knieten die Nonnen in Bozenas Zelle um die totaufgefundene Schwester herum und beteten für ihr Seelenheil.



Kapitel XIX.

Ein letztes Aufflackern, Ahnungen
und Ende.

Trotzdem Katharina von Potemkin viel zu leiden gehabt hatte, da er sie nur allzu oft seine Gewalt fühlen liess, trauerte sie ihm doch aufrichtig nach, wusste sie ja, dass er es, trotz seiner zügellosen Habgier und trotz seines unermesslichen Ehrgeizes, ehrlich mit ihr gemeint hatte und ihr ein treuer Vasall gewesen war.

Sechs Wochen danach war sie aber schon so weit getröstet, dass sie zu Ehren ihres Günstlings Plato Zuboff ein Fest veranstaltete, welches an Pracht und Aufwand alles übertraf, was je in dieser Art dagewesen war.

Sie traf persönlich alle Anordnungen, und obgleich sie sich gerade in den letzten Tagen nicht recht wohl gefühlt und ihr ihre Aerzte deshalb Schonung

angeraten hatten, wollte sie davon absolut nichts wissen und bethätigte sich mehr denn je.

Der Winterpalast erschien an diesem Abend feenhaft beleuchtet, und der Thronsaal schwamm in einem Meer von Licht.

Katharina selbst prangte in Perlen und Diamanten, und die freudige Aufregung ergoss solch einen Zauber über sie, dass ihr niemand das vollendete sechsundsiebenzigste Lebensjahr ansah. Ihr lebhaft sprudelnder Geist verlieh ihrer Physiognomie und ihrer ganzen Erscheinung fast etwas Jugendliches, und sie gehörte wirklich zu jenen bevorzugten Frauen, wie Ninon de Lenclos und Marion Delorme, die das kostbare Monopol ewiger Jugend besaßen und selbst im Winter ihres Lebens noch frische Spuren und warme Nachklänge ihres längst vergessenen Frühlings an sich trugen.

Niemals sah die Kaiserin wohler und frischer aus, als an diesem Abend, doch war dies nur gleichsam ein letztes Aufleuchten.

Während das Fest noch in vollem Gange war, zog sie sich mit ihrem Ge-

.....

liebten in ihre Privatgemächer zurück, um mit ihm über etwas zu sprechen, was sie in der letzten Zeit fortwährend beschäftigte. Sie war so ungeduldig, dass sie kaum den Moment erwarten konnte, bis die Kammerfrau mit ihrer Toilette fertig war, und nachdem diese endlich gegangen war, schlang sie den Arm um Platos Hals und sagte:

»Du hast mir heute so viele süsse Schmeicheleien zugeflüstert, als ob ich eine Jungfrau von zwanzig Jahren wäre, aber ich fühle es, dass ich älter bin, als ich scheine, und ich weiss, dass meine Tage gezählt sind.«

»Wie kannst du mir den Schmerz anthun, so grausam zu sprechen!« — schalt er vorwurfsvoll.

Sie aber wurde ernst, und vor sich hinblickend, wiederholte sie bestimmt:

»Ich weiss es ganz genau, dass ich nicht mehr lange unter euch sein werde, und deshalb drängt es mich, eine hochwichtige Angelegenheit zur Erledigung zu bringen. — Nach dem Testament Peter des Grossen steht jedem seiner Nachfolger das Recht zu, den Thronerben nach eigenem Gutdünken zu bestimmen, und da mir mein Sohn, der

Grossfürst Paul Petrovitsch, sein ganzes Leben nur Hass entgegenbrachte, so beabsichtige ich, ihn von der Thronfolge auszuschliessen und will wissen, wie du darüber denkst und welches deine Meinung ist?»

»Ich gehöre zu jener Partei« — entgegnete Plato Zuboff — »die ihn nicht für würdig hält, den Thron seiner ruhmgeschmückten Mutter einzunehmen. Er ist der Sohn seines Vaters, und schon deshalb musst du an seine Stelle einen anderen setzen!«

»Und was meinst du wohl, wer dazu am geeignetsten wäre?« — fragte die Kaiserin anscheinend gleichmütig.

Zuboff zuckte nur die Achsel und schwieg, und Katharina, die ihn gar scharf beobachtet hatte, sagte nun ernst:

»Ich will dir sagen, mein Freund, was du soeben in diesem Augenblicke zu denken, aber nicht auszusprechen wagtest. Wie Fürst Potemkin, mit dem ich darüber bereits vor sechs Jahren sprach, hält sich jetzt Fürst Zuboff für den Würdigsten, der Erbe meines Thrones zu werden. Aber, mein Freund, was du erstrebst, ist

unmöglich, denn nie darf ein Unterthan Herrscher werden, wenn wir nicht dem Umsturze aller hergebrachten Ordnung entgegensteuern wollen. Gieb also diesen ehrgeizigen und völlig fruchtlosen Plan auf und begnüge dich, einer der ersten Diener und treuesten Ratgeber meines Nachfolgers zu sein.«

»Und wen hast du dazu auserkoren?« — fragte Zuboff in atemloser Spannung.

»Meinen vielgeliebten Enkel, den Grossfürsten Alexander.«

»Er ist noch zu jung!« — wagte Zuboff einzuwenden.

»Ich bin ja auch gottlob noch am Leben« — erinnerte ihn die Kaiserin — »und wenn sich meine Ahnung wirklich so schnell erfüllen sollte, so wird er ja in dir einen treuen Berater finden.«

Zuboff verneigte sich gehorsam, und damit liessen sie dieses ernste Thema fallen.

Als er am Morgen wieder bei ihr erschien, erschrak er fast über ihr verändertes Aussehen.

»Ich freue mich, dass du so früh kommst« — rief sie ihm entgegen

— »da ich für dich eine kleine Ueberschung aufgespart habe. Um dir, mein Freund, einen neuen Beweis meiner unwandelbaren Huld und Freundschaft zu geben, setze ich allen bisherigen Auszeichnungen dadurch die Krone auf, dass ich dich zum Grossmeister meiner Artillerie und gleichzeitig zum Ritter meines Andreas-Ordens ernenne.«

»Das ist zu viel der Gnade« — dankte Zuboff seiner unermüdlichen Wohlthäterin, die dadurch nicht nur sein Einkommen bedeutend erhöhte, sondern auch seine Position noch mehr befestigte.

Katharina streichelte ihm mit einem schweren Seufzer das Haupt.

»Ich fürchte« — flüsterte sie — »dass dies die letzte Gunstbezeugung ist, die ich dir erweisen kann, denn eine dunkle Ahnung sagt es mir, dass es mit mir zu Ende geht.«

Etwas Unerklärliches sagte es ihm, dass sie die Wahrheit sprach, trotzdem suchte er sie aber [mit liebevollen Worten zu beruhigen und ihr ihre Hirnspinnste auszureden. Sie jedoch, die sich von Sekunde zu Sekunde matter

werden fühlte, schüttelte wehmütig den Kopf.

»Ueberzeuge dich doch, wie fieberhaft mein Puls schlägt« — hauchte sie fast unhörbar — »Es schwindelt mir vor den Augen — das — ist — das — Ende.«

Beim letzten Worte verliess sie die Besinnung und sie fiel in eine tiefe Ohnmacht, aus der sie erst durch einen Aderlass, den der schnell herbeigerufene Leibarzt Dr. Rogerson ausführte, zum Leben zurückgerufen wurde.

Zwei Stunden später befand sie sich wieder ziemlich wohl, trank ihren gewohnten Frühstücksthee und zog sich sodann in ihr Kabinett zurück. Als sie aber im Verlaufe einer halben Stunde nichts von sich hören liess, wurden die dienstthuenden Hofdamen unruhig und beschlossen, entgegen der Etikette, ungerufen das Zimmer zu betreten.

Entsetzen lähmte ihre Glieder, als sie die Kaiserin, auf dem Fussboden ausgestreckt, mit den Füßen gegen die Thüre gewendet, liegen fanden.

Dr. Rogerson, der den Palast nicht verlassen hatte, erkannte sofort, dass

die Kaiserin einen erneuten Schlaganfall erlitten habe und schritt zu einem zweiten Aderlass.

Als das Blut langsam zu fließen begann, kehrte bei ihr noch einmal Leben und Bewusstsein zurück; aber trotz aller Sorgfalt und der gewissenhaft angewandten Hilfsmittel gewann sie die Sprache nicht wieder. Sie sah und hörte alles, aber ihre Zunge war und blieb gelähmt.

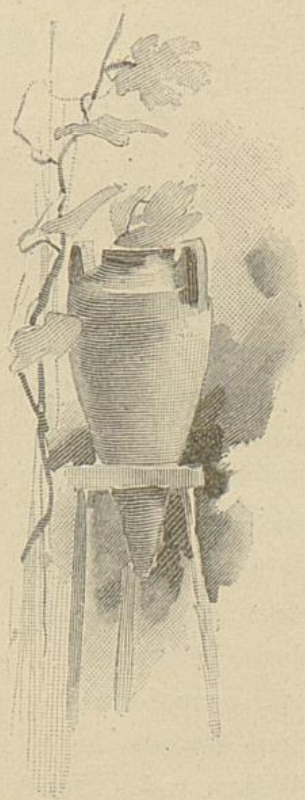
So lag sie bis zur zehnten Abendstunde da, in welcher sie mit einem furchtbaren, markdurchdringenden Aufschrei ihr Leben aushauchte und für immer die Augen schloss.

Sie starb am 17. November 1796 im sechsundsiebzigsten Jahre ihres vielbewegten Lebens und im vierunddreissigsten Jahre ihrer thatenreichen Regierung.

Ihr Sohn, mit dessen Thronumgehung sie sich noch am Abend vorher beschäftigt hatte, wurde, kaum dass ihr noch die Augen zugeedrückt worden waren, vom Balkon ihres Sterbezimmers unter dem Namen »Paul I.« zum Selbstherrscher aller Reussen ausgerufen. Und während das Volk dem neuen

Zaren mit derselben Begeisterung zujubelte, mit der es auch jedem andern zugejubelt haben würde, raffte Zuboff seine Schätze zusammen und floh aus Petersburg, um in sicherem Verstecke zu warten, wie sich die Verhältnisse für ihn gestalten würden.



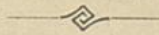




Inhalt.

	Seite
Von Stettin bis Petersburg und von Peter III. bis Korsakoff	5
Eine kurze Liebesepisode. Fürstin Daschkow	11
Mutter und Sohn. Seine Liebe zu Bozena und deren plötzliches Verschwinden	18
Die Nachforschungen des Bruders und seine Verbannung	26
Lanskoi, der neue Günstling, und Katharinas Besuch im Kloster	33
Bozenas Widerstand. Hoher Be- such und seine Folgen	38
Ein gewagtes Experiment und dessen Ausgang	49
Des Grossfürsten neueste Lieb- schaft und sonstige bekannte Verhältnisse	59

	Seite
Lanskois Beichte, Bozenas Befreiung und deren Folgen . . .	66
Intriguen von allen Seiten. . .	75
Eifersuchtsszenen und Bozenas Vermittelung. Der Tod des Grafen Panin und das tragische Ende des einstmaligen Günstlings Orloff	89
Potemkins Rache	95
Das Ende der Trauer	103
Momanoff	111
Momanoffs Flitterwochen werden grausam unterbrochen	119
Bozena sinnt Rache	127
In Jassy	134
Potemkins Glück und Ende	143
Ein letztes Aufflackern, Ahnungen und Ende	156



DIE GRAZIEN

Blätter für fröhliche Kunst.

Verlag Carl Messer & Cie., Berlin W. 35.

Flotte Skizzen — Geistreiche Satire
Feinen Humor — Graziöse Bilder
bietet in Fülle jedes Heft von
DIE GRAZIEN

Unsere Zeitschrift ist für die elegante Welt, die sich nicht langweilen will, die sich des Lebens freut und das Schöne genießt mit dem Behagen des Feinschmeckers.

Flott — geistreich — graziös
will die Zeitschrift die »fröhliche Kunst«
pflegen und in intimen Schilderungen
und Bildern nur sich von dem guten
Geschmack leiten lassen.

Nicht prüde,
aber auch nicht indecent,
dabei stets elegant, unter Mitwirkung
erster Mitarbeiter, stellen wir unsere
Zeitschrift unter die Devise:

Grau, teurer Freund ist alle Theorie
Und grün des Lebens goldner Baum!





Die »Grazien« erscheinen alle 14 Tage einmal und enthält jedes Heft 32 Seiten Text mit ca. 25 künstlerisch ausgeführten Chromotypen. Preis pro Heft 60 Pfge., 5 verschiedene Hefte für 3 Mark franco. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlag.

Bisher sind erschienen:

Die Grazien Band I hochelegant in Prachtband gebd. Mk 8.—, elegant broschiert Mk, 6.—. Dieser Band umfasst 320 Seiten Text mit ca. 285 Chromotypen.

Die Grazien Band II—IV hochelegant in Prachtband gebd. Mk. 10.—. Jeder dieser Bände umfasst 388 Seiten Text und ca. 250 künstlerisch ausgeführte Chromotypen. Auch in diesen Bänden führen »Die Grazien« erfolgreich den Krieg gegen Griesgram und Langeweile.

Im gleichen Verlag und in derselben
Ausstattung ist erschienen:

Giovanni Boccaccio,
Decamerone.

Heptameron
oder
Die Erzählungen der Königin
von Navarra.

Abbé Prevost,
Manon Lescaut.

Eugen Sue,
Die Geheimnisse von Paris.

Dr. Hanns Heinz Ewers,
Der gekreuzigte Tannhäuser.

Jeder Band ist reich illustriert und
umfasst über 200 Seiten.

Preis pro Band Mk. 2.—
elegant gebunden Mk. 3.—.

In der gleichen Ausstattung neu
erschienen!

Semiramis,

von Peter Hille,
reich illustriert Mk. 1.—

Cleopatra,

ein Egyptischer Roman
von Peter Hille,
reich illustriert Mk. 1.—

Katharina II.

und ihr Liebesleben Mk. 2.—

M^{me} de Pompadur,

ein Zeitbild Mk. 1.—

Lola Montez

(Gräfin Landsfeld) Mk. 1.—

Rein sachlich und streng historisch
bieten wir in dieser Serie dem Leser
Darstellungen von Persönlichkeiten, die
der Weltgeschichte angehören und die im
Besitze ihrer Macht, Völker und ihre
Machthaber vor sich auf die Knie ge-
zwungen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung,
sowie direkt durch den Verlag
Carl Messer & Cie. G. m. b. H.,
Berlin W.

Sammlung
ausgewählter Humoresken.

Bis jetzt erschienen:

Josef und seine Brüder

Ein Blatt aus dem Tagebuch eines Schmierenkomödianten und andere Humoresken
von Karl Pauli.

Der Schwerenöter

und andere Humoresken von Nicolaus Häusser.

Der grosse Bär

von Henry Greville — und andere Humoresken
aus dem sonnigen Frankreich.

Der Vorschussfex

und andere Theaterhumoresken von Karl Pauli.

Ihr Trick

von Charles Folley — und andere Humoresken.

Preis pro Band 50 Pfennige.

Wir bieten den Lesern etwas **wirklich Lustiges** zum Zeitvertreib für kurze Stunden, in der Eisenbahn, oder zum Vorlesen im Familienkreise.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
sowie direkt durch den
Verlag Carl Messer & Cie. G. m. b. H.,
Berlin W. 35.

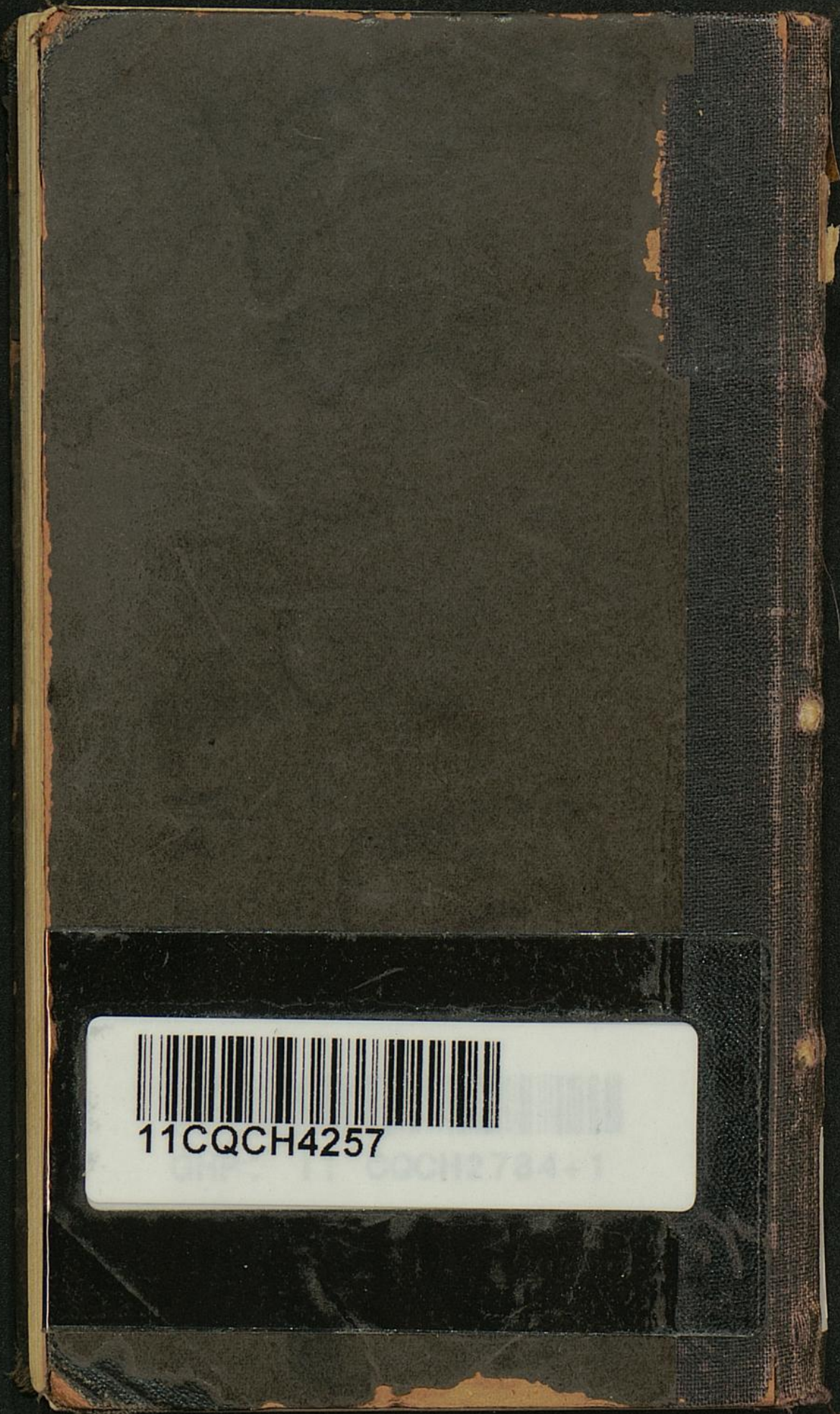


◆
F. E. HAAG, MELLE i. H.
Buch- und Kunstdruckerei.
◆

M. 0559

3-





11CQCH4257